Wir weissen Sklaven

Hellmuth Korth

Wir weißen Sklaven

Meine Erlebnisse in dreijähriger französischer Gefangenschaft

Von

Hellmuth Korth

Vierte Auflage

Halle (Saale)
Richard Mühlmann Verlagsbuchhandlung
(Max Grosse)
1920

Meinem Freunde

Hans Hugo Meese

in Treue zu eigen

Zur Einführung

Mit tiefem Schmerz, aber auch mit stolzer Freude habe ich diesen Bericht eines deutschen Soldaten über seine Erlebnisse in französischer Gefangenschaft wie die so schneidig unternommenen und andauernd durchgeführten Fluchtversuche gelesen. Die ganze Schrift, die in der Leserwelt eine große Verbreitung finden möge, ist eine einzige blutige Anklage gegen die Gemeinheiten, Niedertracht, die Brutalität, den Sadismus der französischen Gefangenenwärter und Lagerkommandanten. Unter den unzähligen Vorgesetzten, denen der Gefangene in den verschiedensten Lägern unterstellt war, weist er zwei Offiziere nach, die die deutschen Gefangenen normal und gerecht zu behandeln bestrebt waren. Alle übrigen stellten sich als wahre Unmenschen und Ungeheuer dar. Eine Anzahl gab sogar offen kund, daß es ihnen auf Vernichtung möglichst vieler boches, des wertvollen deutschen Menschenmaterials, ankomme.

Dieser glühende Haß, wie er hier gegen alles deutsche Wesen zutage tritt, kann nur mit gleich tödlichem Hasse erwidert werden, der dem heranwachsenden deutschen Geschlecht von frühester Jugend an eingeflößt werden muß. Alle Phrasen von Völkerbund und Völkerverbrüderung wirken lächerlich durch die fanatische Stimmung jenseit des Rheins während des Krieges, die in allen Maßnahmen der französischen Politik bis zum heutigen Tage weiter zum Ausdruck gekommen ist. Man gebe das vorliegende Buch der deutschen Jugend als Schullesebuch in die Hand, oder man entnehme größere Abschnitte daraus in die Lesebücher, damit die Söhne sich überzeugen, welcher satanischen Grausamkeit ihre Väter in französischer Gefangenschaft ausgesetzt waren.

Einen besonderen Reiz gewinnt die Schrift des Herrn Korth dadurch, daß sie nicht nur das eintönige Leben der Gefangenen schildert, sondern die dramatische Darstellung von vier Fluchtversuchen gibt, die den Verfasser und seine Gefährten durch große Teile des nördlichen und mittleren Frankreichs

führten und sie zu einem Indianerleben ähnlich dem der Cooperschen Romane nötigten. Alle Aufregung, Spannung, Schwächen und Enttäuschungen der kühnen Wanderer erlebt der Leser mit. Kein Rückschlag, kein Zusammenbruch der Nerven, keine Hungerqual nach Einzelhaft vermag den tapferen Soldaten von dem Bestreben zurückzubringen, den Peinigern zu entrinnen und die Heimat zu erreichen. Der vierte Fluchtversuch gelingt endlich — man lese selbst unter welchen Strapazen!

Möge das Buch in weite Kreise dringen und das warme Nationalgefühl, das Deutschbewußtsein und das militärische Ehrgefühl des Verfassers in recht viele Familien tragen. Das deutsche Volk hat diese Sinnesart heutzutage wahrlich nötig.

E. v. Liebert,
General der Infanterie a. D.

Inhalt

Gefangen.

Als in den Morgenstunden des 15. Dezember 1916 nach zehntägiger Feuervorbereitung die französische Kolonial-Infanterie der Armee Mangin zu ihrem größten Schlag, den sie vor Verdun je geführt, ausholte, um die Jahreserfolge der deutschen Waffen dort auszuwetzen oder wenigstens zu vermindern, traf mich das harte Los der französischen Kriegsgefangenschaft.

Schwer hatte unsere Infanterie die vorangegangenen Tage gerungen; jedoch das nächtliche Durchbrechen unserer Linien, die Aufhebung unserer Reserven und der Feldartillerie, sowie das uns überraschende Angegriffenwerden im Rücken, begünstigten den Erfolg der Franzosen. In der Mittagstunde erlahmte unsere Kraft. Ohne Munition und Unterstützung der eigenen Artillerie kapitulierten deutsche Divisionen, deren hervorragender Kampfwert in den Heeresberichten oft gerühmt war, vor der Übermacht. „Gefangen" — ein Wort von einer Folgenschwere ohnegleichen! Noch war ich mir des kaum bewußt. Mit den Trümmern meines einst so stolzen sieggewohnten Regiments, den Helden von „Les Eparges", schnallte ich ab und trat den Gang in die Gefangenschaft an, die mich ungeheuer Schweres erdulden ließ und an deren Last ich zwei Jahre später zusammenbrach.

Hinter den Trichterfeldern der kalten Erde wurde ich dicht bei einem Sanitätsunterstand von zwei französischen Soldaten gezwungen, mit einem gefangenen Leutnant eine Bahre zu tragen, auf welcher ein Schwarzer im Sterben lag. Auf meine blutende Hand und Knie zeigend, riß einer der Franzosen sein Gewehr von der Schulter und schlug auf mich an. Der Moment erforderte rasches Handeln. Schnell trat ich hinter den zweiten der Franzosen, bückte mich und ergriff die Bahre. Noch hatten wir mit unserm Schwarzen keine 50 m zurückgelegt, da setzt plötzlich das seit Stunden so sehnsüchtig erwartete Abwehrfeuer unserer schweren Artillerie vom Cauriòreswalde her ein. Ein 38er krepiert unmittelbar bei uns. Der Luftdruck wirft uns mitsamt dem Schwarzen in einen mit Wasser gefüllten Trichter. Als wir uns wieder erheben und aus den Lehmmassen befreien, sind unsere beiden Franzosen verschwunden, scheinbar von Granatsplittern zerfetzt! Ich befühle mich von oben bis unten, zu meinem größten Erstaunen bin ich „intakt" geblieben. — Ein Versuch, den Schwarzen zu retten, scheitert, und weiter geht's

in Richtung Verdun. Kurz vor der Römerstraße greift man uns wieder auf und bringt uns zu einer größeren Anzahl Gefangener, die auf den Abtransport wartet. Langsam geht es auf Verdun zu, das einem feuerspeienden Krater gleicht. Die Artillerietätigkeit hatte um diese Stunde ihren Kulminationspunkt erreicht. Alle Kaliber feuerten. Die Erde erzittert von tausendfachen Detonationen. Endlich sind wir in Verdun, nicht aber als Sieger, wie wir auf Douaumont so oft geträumt, sondern als Gefangene des rachsüchtigen Galliers. Auf einem Kasernenhof werden wir regimenterweis eingeteilt. Scharen neugieriger Franzosen umringen uns, ohne jedoch eine feindselige Haltung einzunehmen. Es sind übrigens durchweg Infanteristen, also Kampftruppen, die den nervenzerrüttenden Grabenkrieg kennen und infolgedessen für unsere Lage mehr Verständnis haben wie einer, der den Krieg nur in der Etappe miterlebt. Ich komme mit etlichen ins Gespräch und schildere ihnen wunschgemäß die Situation in Deutschland sowie an der Front, und es erregt allseitig Erstaunen und Verwunderung, daß wir noch reichlich zu essen haben und unsere Kriegsindustrie auf jeden Bedarf eingestellt ist. Bis unmittelbar in die Front hinein macht sich die französische Propaganda geltend, die dem Kämpfer im himmelblauen Rock und dem leicht beeinflußbaren Volke das unmittelbar bevorstehende Kapitulieren der glühend gehaßten Boches voraussagt. Aber auch ohne diese von dem französischen Gouvernement ausgehenden Machenschaften entdecke ich einen nicht geahnten Siegeswillen in diesen Männern. Meine Schilderung des Niederbruchs der russischen Verbündeten im Osten gibt ihnen jedoch zu denken und sorgenvoller entfernt sich einer nach dem andern von unserer kleinen Gruppe. Großes Interesse hat das Verhältnis des weißen zum schwarzen Franzosen für mich. Gleichgültig umringen europäische Franzosen einen im Faustkampf mit einem Schwarzen stehenden Landsmann. Geht diesen Leuten denn jedes Bewußtsein von Rassenunterschied zwischen Europäer und Neger ab? Ist es nicht genug, daß Frankreich zum Kampf gegen uns diese Kreaturen zweiter Ordnung heranführt? Ist der weiße Franzose denn tatsächlich so würdelos, daß er mit absoluter Gleichgültigkeit zusehen kann, wie eine schwarze afrikanische Bestie die Hand ungestraft gegen einen Weißen erhebt, fragte ich mich und konnte mir damals noch keine Erklärung dafür geben. Zu denken gab mir jedoch bereits die Antwort auf meine Entrüstung über die völlige Plünderung, die wir uns bei der Gefangennahme gefallen lassen mußten, daß das lediglich Kriegsbrauch wäre und von den Soldaten der großen Nation deshalb geübt würde, weil es den von uns Gefangenen ähnlich ergangen wäre. In Wirklichkeit ist mir kein Fall in Erinnerung, daß beim Gefangennehmen von Franzosen, Engländern oder Russen auch nur einer von uns diesen Uhren oder Ringe gestohlen hätte.

Beim Weitermarsch brachte mir ein weißhaariger Franzose ein

Militärbrot. Ich bedankte mich sehr und teilte mit fünf Kameraden. Den Nachmittag marschierten wir unter Bedeckung einer Eskadron französischer Dragoner, den Maaskanal passierend, in Richtung Souilly. Durch die vorangegangenen Strapazen erschöpft, seit zwei Tagen ohne Essen außer dem Stückchen Brot und vom Regen völlig durchnäßt, wurde unsere Stimmung immer trauriger. Einer fragte den anderen: „Was mag nun noch mit uns werden?" — Doch keiner konnte darauf Antwort geben. Ein Berliner meinte trocken: „Na, der Franzmann muß doch och noch zu fressen und zu saufen jeben, überall in der Welt wird jekocht!" — Mit dem Kochen hatte er schon recht, doch für uns war das nicht anwendbar, waren wir doch „meurtriers et pilleurs, sallots et criminels". — — Zwei Uhr nachts, endlich nähert sich unser trauriger Zug dem Lager, und wir marschieren hinein, „Halt" wird befohlen und Front gemacht; regimenterweise werden wir in Stacheldrahtverhauen bei strömendem Regen im Freien untergebracht. Gut dreißig Zentimeter hoher Lehm, in dem wir stehen, ohne ein schützendes Dach gegen Sturm und Regen. Man stellt sich zu acht bis zwölf Mann dicht aneinander, eine mitgebrachte Zeltbahn über die Köpfe aller gedeckt, gegen das Unwetter Schutz suchend. Ich beginne langsam zu begreifen, was es heißt, Kriegsgefangener bei der „grande nation" zu sein. Wie um den ersten Eindruck zu mildern, hatte die Nacht ihr schützendes Dunkel auf Souilly geworfen. Jetzt erst beim Morgengrauen, wo ich unser Lager besser überblicken kann, erscheint sie mir noch trostloser, wie im ersten Augenblicke. An allen Ecken und Enden stehen Maschinengewehre, um erbarmungslos in die Reihen der Wehrlosen hineinzuhalten, falls ein Ruf der Unzufriedenheit oder gar des Unwillens laut werden sollte. Links von den 47ern entdecke ich die Reste meines Brigaderegimentes, die 6. Grenadiere. Ihr Oberstleutnant von Kaisenbergk hat gut daran getan, nach heldenhaftem Nahkampfe die letzte Kugel für sich zu bewahren, der Schmach von Souilly dadurch entgehend. Die Tat eines ganzen Mannes, der mit seinem vollen Herzen Soldat war. In Souilly beneidete mancher ihn und die anderen Gefallenen um den Tod. Dem Zaghaftesten selbst verging hier das Grauen vor dem Tode, mir selbst wäre er als ein Geschenk von höchster Hand erschienen, unsagbares Elend ist denen erspart geblieben, die Souilly nie sahen! —

Links von den 6. Grenadieren standen die 126er Württemberger, die scheinbar nicht so gelitten hatten, wie wir ihrer Zahl nach beurteilten. — —

Zehn Uhr vormittags. Ein französischer Offizier läßt uns antreten, um die lebende Beute zu zählen. Dann fragt er nach der Nummer des Regiments. „Regiment König Ludwig Nr. 47." — „Ah! — Ihr Schweine von Combres, euch kenne ich. Ihr bleibt drei Tage länger ohne Essen, habt ihr mich verstanden?" — Der Mann hat Wort gehalten, am fünften Tage gab man uns zum ersten Male Brot. Überhaupt machte ich später im Innern

Frankreichs die Erfahrung, daß die Franzosen Wort hielten, wenn sie Bestrafungen oder Verschlechterung der Lage befohlen hatten. Am dritten Tage brachen etliche unserer Leute zusammen, meist waren es Leichtverwundete. Die plötzlich ausbrechende Ruhr gestaltete unsere Lage vollends hoffnungslos. Nichts tat man dagegen. „Seid ihr erst entlaust, könnt ihr euch krank melden", war die Antwort eines deutsch sprechenden Offiziers.

Kein Wasser und kein Brot — — —, die Erschöpfung fordert weitere Opfer. Einer der Kameraden ging in einem Zustand von Bewußtlosigkeit zu nah an den Stacheldraht. Es war verboten, sich diesem nämlich bis mehr als einen Meter zu nähern. Ich sehe das Mündungsfeuer eines Gewehrs aufblitzen, mein unglücklicher Kamerad bricht durch Herzschuß getroffen tot zusammen. Da wir zu schwach sind, ihn zu tragen, schleifen etliche Franzosen den Toten durch knöcheltiefen Lehm aus unserem Stacheldrahtverhau. Dies hat ihn vollkommen unkenntlich gemacht, infolgedessen ist es uns unmöglich, trotz des Befehls französischer Offiziere den Regimentskameraden zu identifizieren, denn sein Gesicht war voll mit Lehm beschmiert.

Die Nacht bricht heran. Wir haben eine neue Methode erfunden, um uns gegen Wetter und Müdigkeit zu schützen. Wir setzen uns in den Stahlhelm, welcher sich tief in den Lehm eindrückt, einer in die gespreizten Beine des andern. Doch die Glieder sind nach kurzer Zeit schon steif, also heißt es sich Bewegung zu verschaffen. Ich schlage nach Kutscherart die Arme aneinander, um mich dadurch zu erwärmen. Langsam beginnt das Blut schneller zu pulsieren, wodurch sich aber der wahnsinnige Heißhunger wieder stärker bemerkbar macht. Zum wer weiß wievielten Male drehe ich alle meine Taschen herum, es findet sich noch ein altes Krümchen Brot, das ich verschlinge und mir einbilde, etwas gegessen zu haben; dann nehme ich meine alte Stellung wieder ein.

Der Morgen beginnt langsam zu tagen, und wieder hoffen und hoffen wir, doch immer vergebens. Die Stunden schleichen, jedoch nichts ändert sich an unserer Lage. Gegen Mittag bitte ich einen vorübergehenden Franzosen um Wasser für uns. Hohnlachend bedeutet er mir, doch den „Guillaume" darum zu bitten und die Wacht am Rhein zu singen.

Von Stunde zu Stunde tritt deutlicher der Zynismus der Franzosen und ihr Haßgefühl gegen uns hervor. Ich wage nicht, meinen unglücklichen Kameraden zu sagen, was der Franzose mir geantwortet, ihre Stimmung ist ohnehin schon verzweifelt. Abends erfahren wir vom linken Anschlußverhau, daß man wieder einige der Unsern erschossen hätte! Die kommende Nacht bringt uns neues Elend. Hatte es bis jetzt geregnet, so begann es nun zu schneien, doch hoffte ich wenigstens durch eintretende Kälte auf eine Stagnierung der Ruhrepidemie! Aber ein neues Leiden trat mit seiner ganzen

Härte in die Erscheinung, Hunderte erfroren sich die Glieder, vor allem die Füße. —

Noch ein Jahr später hatten wir im Innern Frankreichs Leute in Behandlung, denen in diesen Tagen die Beine oder andere Gliedmaßen erfroren waren. Mancher von ihnen läuft heute als Krüppel herum, trotzdem er unverwundet in die Gefangenschaft kam.

Am vierten Tage bekamen wir zum ersten Male Wasser, wer einen Becher hatte, war vielleicht so glücklich, etwas zu bekommen. Vielen war es gar nicht möglich, sich noch bis zur fahrbaren Wassertonne zu schleppen. Stupide lagen sie in dem fußhohen Dreck, fast zum Skelett abgemagert und beachteten kaum noch, was um sie herum vorging. Die Lage war mittlerweile verzweifelt geworden, bei jedem Regiment gab es schon Tote, die vor Erschöpfung in sich zusammenbrachen und zu deren Rettung nichts getan wurde. Immer offensichtlicher ward die Absicht der Franzosen, uns zu dezimieren. Ich fragte mich, wielange ich selbst wohl noch aushalten könnte? Drei Tage vielleicht, aber sicher nicht mehr! Schwer hatte ich einundeinhalb Jahr vorher in Krasnostaw in Rußland mit der Cholera gerungen, ich hatte sie durchgehalten, hier jedoch mußte selbst der stärkste Körper an dem entschlossenen Vernichtungswillen dieser „ritterlichen" Nation zugrunde gehen, und ich fragte mich: „Was würde dein Vater dazu sagen, wenn er wissen würde, was sie hier mit dir machen." Ich glaube, mein alter Herr würde sich im Grabe umgedreht haben. Er hatte meinen Brüdern und mir als deutscher Mann oft von den ritterlichen Franzosen erzählt, die 1870 noch beim Feinde die Helden zu ehren wußten; nun war das alles eine Fabel geworden!

Endlich am fünften Tage erhielten wir das erste Brot! Wir waren gerettet, gegessen haben wir es nicht, sondern verschlungen. Von jetzt ab bekamen wir zu Fünfen täglich ein Kilobrot und zu Sechsen eine Fleischkonserve.

Nur zu langsam schleichen die Tage dahin, bis wir zur Entlausung kommen, denn etliche Gefangenenregimenter sind noch vor uns. Endlich am 24., es ist Heilig Abend, ist auch an uns die Reihe . . . Bleiern und undurchsichtig ist heute das Wetter, morgens um sechs Uhr läutet die Glocke der Kirche von Souilly zur Messe. Endlich um zehn Uhr holt man uns zur Untersuchung. Sorgfältig hatte ich vorher meine Militärpapiere und Briefschaften vernichtet. Nur meine Brieftasche, mit Bildern meiner Familie, trug ich noch bei mir, denn Uhr und Geld hatte man mir ja schon auf Kirche Douaumont, bei der Gefangennahme, gestohlen. „Meine Familienbilder wird man mir doch wohl lassen?" frage ich einen Regimentskameraden. Doch der zuckt mit den Achseln und sagt dann kurz, daß man uns auch dieses Letzte noch nehmen würde. Den Talisman von meinem Bruder Hans, der mich schon im Feldzug durch die Karpathen bis tief nach Rußland hinein begleitet hatte, hole ich aus den Tiefen meiner Hosentasche hervor. Die Reihe ist jetzt an

mir, und mit neun Kameraden geht es in eine Baracke hinein. Während der Leibesuntersuchung halte ich meinen Ruhmestaler in der Hand. Man zieht mich bis aufs Hemd aus, doch keiner der Franzosen kommt auf den Gedanken, daß ich unter ihren Augen in der Hand etwas versteckt halten könnte. So gelingt es mir, ihn durchzubringen! Meine Brieftasche durchstöbert ein französischer Oberleutnant mit höchstem Interesse, er nimmt sie mir, ich bitte ihn höflich um meine Bilder, was er mir kategorisch verweigert. „Wenigstens gestatten Sie mir, das Bild meiner verstorbenen Mutter zu behalten", wiederhole ich eindringlich meine Bitte. Einen Funken Gefühl schien er wohl noch zu besitzen, denn er gibt es mir zurück.

Die Heilige Nacht brachte dann das Unerhörteste, was jemals von der sich zivilisiert nennenden französischen Nation in bezug auf Gefangenenbehandlung geleistet worden ist. Gegen zwölf Uhr wurden wir zu zwanzig Mann jedesmal in das eigentliche Stammlager geführt, dort sollte es besser für uns werden, wurde uns gesagt, denn bis jetzt hätte man ja nur Repressalien für die angeblich schlechte Behandlung französischer Gefangener in Deutschland gegen uns angewandt. Die erste Besserung unserer Lage bestand aber darin, daß, nachdem unsere Personalien endlich aufgenommen, und es mittlerweile Mitternacht geworden war, wir uns im Freien bei Schnee und Regen ausziehen mußten. Hatte man sich bis jetzt die Füße nicht erfroren, so erfror man sie sich jetzt um so sicherer. Man führte uns in den Entlausungsraum. Eine Bretterbude von 30 Quadratmetern, darin die Entlausungsmaschine von primitivster Art. Dort hinein flogen nun unsere Sachen. Etliche Franzosen hantierten wie die Wahnsinnigen in diesem Raume, einer gestikulierte wild mit einem Stock umher, er schien der Macher des Ganzen zu sein. Seine Wut fand an einem bayrischen Unteroffizier vom Leibregiment einen Blitzableiter. Dieser Unglückliche mußte schon seit Wochen an dem Entlausungsdämpfer arbeiten, er hatte Furchtbares durchgemacht, wie er mir in wenigen Worten schilderte. Unsere kurze Unterhaltung versetzte einen der Franzosen in eine unbeschreibliche Wut, denn sofort schlug er unerbittlich auf den Bayern ein. Was mußte dieser Mann schon gelitten haben, wenn er all das so still ertragen konnte? — Unterdessen hatte man langsam angefangen, uns zu desinfizieren. In Frankreich war das ein wenig verschieden von dem, was wir in Deutschland gewohnt waren. Etwas Petroleum wurde über den Körper gegossen und der erste Akt der Entlausung war beendet. „Nur noch die Dusche und ihr seid fertig", höhnte einer der Franzosen. Die Ironie in seinen Worten war nur zu deutlich. Deshalb bereitete ich meine Kameraden auf das Schlimmste vor. In der Tat wurden jedoch alle meine Erwartungen „französischer Menschlichkeit" weit durch das in den Schatten gestellt, was man von uns forderte. Einem jeden Verdunkämpfer der fünften Kronprinzen-Armee, der das Unglück hatte, in die Gefangen-

schaft zu kommen und Souilly passieren mußte, wird unauslöschlich neben der Behandlung als solcher die Entlausung in Erinnerung bleiben. Ein Kulturdenkmal hat sich Frankreich damit für alle Zeiten gesetzt! Der gallische Hahn mag noch so laut dagegen ankrähen, es wird ihm nicht gelingen, den Eindruck fortzuwischen, den meine Schilderung in der zivilisierten Welt hervorrufen muß! — Die Dusche lag also gute 200 bis 250 Meter von unserem Entlausungsraum entfernt. Wir mußten in der kalten Weihnachtsnacht den Weg dorthin ohne Fußbekleidung, ohne Hemd und ohne Hose zurücklegen, da nur fünf Paar Holzpantinen und Mäntel vorhanden waren. Wir andern also durch tiefen Dreck mit nacktem Körper! Dort angekommen, vor Kälte fast erstarrt, goß man uns mit großem Schwung zwei Eimer eiskalten Wassers als Dusche über den Körper. Fieber war die natürliche Folge dieser so außerordentlichen Behandlung. Der Grund für die immer mehr an Ausdehnung gewinnende Ruhr ist vor allem auch darin zu suchen.

Die Krankenbaracken waren überfüllt! Der dirigierende Arzt war ein Schuft, er schlug und trat die Kranken und Verwundeten. Sein Assistent, ein französischer Infermier, konnte darin getrost mit ihm konkurrieren. Ich sah dort einen deutschen Sanitäter, Studierender der Medizin an der Universität München, sich für seine Kameraden opfern. Nie habe ich je wieder einen Krankenwärter gesehen, der mit so rücksichtsloser Verachtung des eigenen „Ich" sich für das Wohl seiner leidenden, deutschen Kameraden einsetzte wie dieser Mann. Selbst dem leitenden, französischen Medizin-Major schien er Respekt abzugewinnen. Vielen hat er durch seine Selbstaufopferung das Leben erhalten. Ich hoffe, das Vaterland weiß seinem Sohne Dank!

Nach dieser Dusche durften wir unsere Sachen holen, uns ankleiden, um in irgendeiner der sich dort befindlichen Baracken Platz zu suchen. Überaus schwer war es, solchen zu finden, da alle Zelte übervoll belegt waren. Endlich fand ich ein ganz kleines Plätzchen, mit halbem Körper auf einem andern liegend. Wir halfen uns gegenseitig so gut wir eben konnten. Jedoch der Selbsterhaltungstrieb im Menschen zeitigte böse Bilder. Viele unserer Leute waren nicht mehr recht verantwortlich zu machen für das, was sie taten und was sie sagten. Mancher war in seiner wilden Habgier dem Tiere weit ähnlicher als dem Menschen.

Unsere Tage verliefen im öden Einerlei. Morgens um 6 Uhr wurde geblasen, dann empfingen wir Kochgeschirre und traten zum Kaffeeholen an. Um 12 Uhr gab es eine Tasse Reiswasser, abends um 6 Uhr das gleiche, sowie 250 Gramm Brot zur Vervollständigung unserer Ration. Nachdem ich mir eine bessere Unterkunft gesucht hatte, auf welcher man sich fast ausstrecken konnte, schlief ich die folgenden Tage nur mit der Unterbrechung durch die Mahlzeiten.

Neben vieler Verbote durfte man sich auch nicht außer der Zeit auf

dem Essenausgabeplatz aufhalten, doch mußten wir ihn passieren, wenn wir Wasser holen wollten. Ein Korporal, allgemein Bullentreiber genannt, herrschte dort mit Maulwerk und Knüppel. Er schlug ohne Unterschied erbarmungslos auf jeden ein, der sich in seiner Machtsphäre blicken ließ. So hatte ich das Unglück, ihm am 3. Weihnachtstage direkt in die Arme zu laufen. Zwei Schläge über Kopf und Rücken waren die Folgen der Begegnung. Auch ein Arrestlokal war vorhanden, 50—60 Zentimeter schmal, 1,70 Meter hoch und etwa 10 Meter lang. In diesen Raum steckten die Franzosen 25 bis 30 P. G. (prisonnier de guerre) die sich irgendwie strafbar gemacht hatten. Vormittags und nachmittags sah man sie je eine Stunde exerzieren, Tornister mit 50 Pfund Sand auf dem Rücken. Diese Armen, die sich vor Entkräftung und seelischer Pein kaum noch aufrecht erhalten konnten, zwang man selbst noch zum halbstündigen Dauerlauf! Mancher brach zusammen, um deutsche Erde nie wieder zu sehen. Auch ein Fluchtversuch kam vor, ein Vizefeldwebel der 159er aus Mülheim an der Ruhr war der Held der Unternehmung. Leider faßte man ihn, brachte ihn nach Souilly zurück und peitschte ihn buchstäblich halbtot. Der Kommandant befahl, daß er hundert Schläge, man denke sich, hundert Schläge, auf die nackte Haut bekäme, falls er schreien würde, 50, wenn er still hielte. Als mir vier Wochen später der Unglückliche sein Leid erzählte, brach er fassungslos in Tränen aus. Ich frage dich, deutsches Vaterland, weshalb du mit deiner alten, gefühlsduseligen Wilhelminischen Regierung nicht damals sofort die nötigen Gegenmaßregeln ergriffen hast, daß das unmenschliche Souilly sofort aufgehoben wurde?! — Als das Lager im Mai 1917 endlich aufgelöst wurde, lag ein großer Teil seiner Insassen bereits auf den Friedhöfen bei Souain begraben.

Um das Maß der Schurkerei voll zu machen, wurde die Tage darauf der größte Prozentsatz der inzwischen völlig entkräfteten Souillygefangenen zu Arbeitskompagnien formiert, nach Verdun zurückgeführt, um im Feuerbereich der deutschen Artillerie Schützengräben auszuheben und Unterstände zu bauen, unter welchen Verlusten dürfte einem jeden klar sein. Ich selbst kam mit einem großen Transport in das Innere Frankreichs. Unsere Fahrt im Viehwagen verlief ohne jede Abwechslung. Von einem „camp de triage“ in den Cevennen kam ich nach Clermont-Ferrand ins Hospital Hôtel-Dieux und von dort nach Mont-Ferrand ins Hospital 78. Dort lag ich einsam und verlassen als einziger „boche“ von 800 Verwundeten, in einem kleinen, im dritten Stock gelegenen Zimmerchen. Meine Beschäftigung bestand darin, auf der von meinem Bett aus gut zu übersehenden Eisenbahnstrecke Marseille-Nimes-Paris-Cherbourg die vorübersausenden D-Züge nach Paris zu zählen. Dicht hinter der Bahn rauchten Tag und Nacht die Schlote der riesigen Munitionsfabrik Gravanche, sowie der Pneumatikfabrik Michelin. Ich sah, wie die Kriegsindustrie Frankreichs, durch Rohstoffe von Amerika unterstützt,

am Werke war, ihren Truppen all das zu schaffen, dessen sie bedurften, und war unfähig, dies Getriebe zu stören.

Die Tür meines Zimmers war mit einem großen Riegel verschlossen. Morgens um 7 Uhr ein Knarren und Rasseln an der Tür. Der Schließer wirft den Riegel zurück, öffnet die Tür und reicht mir den Kaffee, dann schließt er mich wieder ein. Ich hatte den Eindruck, daß man mich als Verbrecher betrachtete. Dazu klappte vor der Tür der langsame, gleichmäßige Tritt des patroullierenden Posten, was mich in meiner Annahme bestärkte. Doch dieser schien noch mehrere zu bewachen als mich allein. Bald erfuhr ich auch den Grund dieser Maßnahme. Man hatte mich unter Raubmörder und Zuchthäusler gesteckt. Zwei von diesen unsauberen Kerlen waren dazu bestimmt, meinen Kamin zu heizen. Einer war Barbier in Marseille. Er erzählte mir die Geschichte seines Lebens. Sprach er von den Franzosen, dann trampelte er wie ein Kind mit den Füßen, als wollte er sie zerstampfen. Man hatte ihn zum Tode verurteilt, weil er seine Frau und ihren Liebhaber in seiner Wohnung tête-à-tête überraschte und kurzerhand niederschoß. Gustave Marçon, so hieß er, war trotz allem ein gutmütiger Teufel. Zu jedem Hilfsdienst bereit, tat er mir viel Gefälligkeiten, die ich, da ich ja aller Barmittel beraubt war, ihm nicht lohnen konnte.

Eines Tages wurde ich auch als „erste Nummer" gezeigt. Unvermutet ging die Tür auf und meine Stationsschwester gestattete sich, mich vorzustellen. „Voilà mes dames, mon boche!" Die Namen der Herrschaften, die im Türrahmen standen und mich wie ein Wunder begafften, vergaß sie scheinbar zu nennen. Man verabschiedete sich englisch! Ich lachte herzlich über die den Franzosen angeborene „politesse".

In öder Eintönigkeit vergingen die Tage.

Ende Februar verließ ich endlich das Hospital. Ich kam auf das Lager Gerzat-Chagnat. Es war Abend, als ich dort eintraf. Von allen Seiten umringt, wurde ich dort von meinen Kameraden herzlich empfangen. Wochen eintöniger Gefangenschaft begannen. Doch fand ich in einem Berliner Studenten Edgar Schlesinger einen treuen Freund. Wir beide waren von den gleichen Idealen beseelt. Auf unsere Fahne hatten wir die Flucht geschrieben. Abends, wenn alles auf dem Strohsack lag und schlief, schmiedeten wir Pläne, zeichneten Karten und erwogen das Für und Wider einer Benutzung der Eisenbahn oder des auf die Dauer zermürbenden Fußmarsches. Aus unserem Lager herauszukommen, schien uns nicht allzu schwer. Nachts am Seil aus dem zwei Stock hoch gelegenen Fenster des Schlafraumes sich in den Garten herunterlassen, vorsichtig die fast immer im Halbschlaf patrouillierenden Posten umgehen und die hohe Steinmauer übersteigen, war unser Plan! Es läßt sich das in wenigen Worten schön sagen, die glückliche Ausführung jedoch hing mehr oder weniger von Zufälligkeiten ab. Leider mußten wir unser Vorhaben

vorläufig aufgeben, unsere physischen Kräfte erschienen uns vollkommen unzureichend.

Der neue Kommandant.

In den ersten Tagen des März bekamen wir einen neuen Kommandanten. Unserm „Kopfschuß", so wurde allgemein der bisherige Kommandant des Lagers, Oberleutnant Jaubert, genannt, weinten wir keine Träne nach. Er hat das Leben vieler deutscher Kameraden auf dem Gewissen. Später will ich auf ihn noch besonders zurückkommen.

Es mag der 4. oder 5. März gewesen sein, als in der dritten Nachmittagsstunde das Signal zum Appell im Hof gegeben wurde. Im offenen Viereck angetreten, gibt der befehlende deutsche Lagerfeldwebel das Kommando zum „Stillgestanden". Eine hohe, sehr militärische Erscheinung tritt in das offene Viereck und befiehlt: „Rührt Euch!" Er hält seine erste Ansprache an uns in Französisch. Der französische Dolmetscher übersetzt schlecht und recht. Wir heben schon bei den ersten Worten den Kopf und hören gespannter. Der Dolmetscher radebrecht sein Deutsch weiter. Da reißt scheinbar dem neuen Kapitän die Geduld und er setzt in fließendem Deutsch seine Rede fort! „Deutsche Soldaten, wie ich euch bereits sagte, bin ich durch Befehl der 13. Région von heute ab euer Kommandant. Ich kenne Deutschland, liebe Erinnerungen verbinden mich noch heute mit eurer Heimat. Ihr dürft stolz sein, Deutsche zu sein. Ich kenne die deutsche Disziplin. Die ist es, welche ich auch hier von euch erwarte. Ich glaube, ihr seid euch alle bewußt, Glieder des ungeheuersten Militärstaates zu sein, den die Welt jemals gesehen. Ich sehe die Bänder der Eisernen Kreuze an eurer Brust. Als Kämpfer stehe ich vor Kämpfern, die ihre Pflicht für das Vaterland erfüllt haben. Deshalb sage ich euch, daß ich auch deutsche Helden zu ehren wissen werde. Erfüllt auch hier eure Pflicht, die das harte Los der Gefangenschaft euch auferlegt, dann verspreche ich euch, meine ganze Persönlichkeit für euer Wohlergehen einzusetzen. Glaubt jemand, daß ihm Unrecht geschehen ist, sei es durch eine Strafe oder dergleichen, so komme er selbst zu mir. Wie ein Vater zu seinen Kindern ist, so will ich zu euch sein, das gelobe ich euch!"

Alte Kriegsgefangene, die unter der afrikanischen Tropensonne zwei lange Jahre geschmachtet und längst das Vertrauen zur Menschheit verloren hatten, wurden weich. Gewaltig hallte der Eindruck der Rede unseres neuen Kommandanten in unserer gequälten Brust wider! Von Mann zu Mann schritt der ritterliche Krieger. Mit seinem gebräunten, gefurchten Gesicht, blauen Augen und blonden Haaren glich er weit eher einem Teutonen als einem Gallier. Nur seine roten Hosen, der himmelblaue Rock mit dem Kreuz der Ehrenlegion und das rote Käppi bewiesen den Franzosen. Meinen Freund Schlesinger und mich fragte er, nachdem wir eingehend über Berlin

erzählen mußten und er sich nach dem Gang unserer Studien erkundigt hatte, ob wir auch Bücher zum Arbeiten hätten. Auf unser „Nein" versprach er für Fachliteratur zu sorgen. Mit einem „Auf Wiedersehen" verabschiedete er sich. Lange noch besprachen wir das Ungewöhnliche der Denkungsart dieses Mannes. Sollte er selbst Gefangener gewesen sein? Nein, seine edle, ritterliche, so überaus menschliche Gesinnung und Auffassung der Gefangenschaft waren nicht allein aus eigenem Leid geboren, sie waren heiliges Erbgut eines Sproß edlen Geblüts. Ich habe das wirkliche Vergnügen gehabt, diesen Kapitän Angélie näher kennen zu lernen. Auf dem Bureau stand ich mit ihm in ständiger Fühlung. Als ich ihm eines Tages die Architektur und Grundrisse für ein zu erbauendes Kriegsgefangenendetachement beendet vorlegen konnte, dankte er höflich mit Händedruck und einer Anerkennung über die Ausführung. Doch nur drei Wochen konnten wir uns dieses Mannes an der Spitze unseres Lagers erfreuen. Da es den Franzosen aber ein Greuel war, daß er uns als Männer, die nur ihre Pflicht getan, behandelte, rief man ihm „boche" auf der Straße nach und er mußte seine Versetzung fordern. Ritterlich war auch seine Meinung über das Gefangenwerden und Gefangensein. „Wer nicht in der ersten Kampfstellung gekämpft hat, kann auch nicht gefangen werden", sagte er uns oft als Trost. Wir haben ihn beherzigt und wurden ruhiger, wenngleich wir lieber im Schützengraben gestanden hätten, als nun hier untätig sitzen zu müssen und zu hören, daß die gewaltige russische Kriegsmacht durch die Angriffswucht der deutschen Heere unter Ludendorffs genialer Führung im Zusammenbrechen war. Heute gestattet ein Deutschland, daß man diesen Mann, der die germanischen Heere gegen die ganze sich zivilisiert nennende und unzivilisierte Welt bis zur letzten Stunde siegreich geführt hat und dessen Taten dereinst das deutsche Volk, wenn es aus seiner Besinnungslosigkeit erwacht, zu einer unbeschreiblichen Begeisterung entflammen wird, mit Undank zu lohnen! Herrn Scheidemann und Konsorten aber rufen wir 400 000 französische Kriegsgefangene zu: „Ihr hättet eure Pflicht nur so tun sollen, wie der deutsche Dioskur Ludendorff, dann hätte ein siegreiches Deutschland seine unglücklichen Kriegsgefangenen spätestens um die Jahreswende von 1917 zu 1918 im Vaterlande empfangen können!

Kapitän Bessières.

Kapitän Bessières wurde unser neuer Lagerkommandant. Ein unbedeutender, jedoch sehr selbstbewußter Offizier. Blaß von Aussehen, mit flatterndem unsteten Blick, nervös in seinem Gebaren, leicht aufbrausend und zum Zorn geneigt. Der Typ des Franzosen, vereinigte er alle Eigenschaften, die für einen Lagerkommandanten nach Ansicht der französischen Regierung notwendig sind, in seiner Person, wenn er zu diesem hohen

Beruf prädestiniert erscheinen sollte. Den hartnäckigen, widerstrebenden Nacken der Kriegsgefangenen, die voll Jubels über die von Sieg zu Sieg schreitenden deutschen Heere und U-Boottaten waren, konnte er jedoch nicht beugen. Meine Anwesenheit auf dem Lager wurde Ende März plötzlich abgebrochen. Ich kam einer Kiefereiterung wegen ins Hospital 4 nach Billom. Der Arzt dort war ein Pferdearzt. Er hatte nicht den leisesten Schimmer von Medizin, Operationen wurden nur alle vier Wochen von einem Chirurgen, der zu diesem Zweck eigens aus Clermont kam, vorgenommen. Neuangekommene setzte man für vierzehn Tage bis drei Wochen auf Hungerkur. Jeder Verstoß gegen die Hausordnung, so z. B. das Lesen von Zeitungen, wurde mit Stillstehen im Hofe bestraft. Der Dolmetscher, ein Mathematikprofessor der Académie française, war ein Idiot. Er hatte in erster Linie die ankommenden Briefe und Karten zu zensieren, verstand jedoch zu wenig Deutsch, um diesen Verpflichtungen zu genügen. Seine „vornehmste" Aufgabe jedoch war, die P. G. über militärische Geheimnisse auszufragen. Wir haben im Laufe langer Unterhaltungen dem Manne Faustdickes vorgelogen. Er glaubte es und hörte mit einer Andacht zu, wie ein Kind, dem man ein Märchen erzählt! Krupp in Essen hätte eine Million Arbeiter, die deutschen Waffen- und Munitionsfabriken von Ludwig Löwe und die Artilleriewerkstätten in Spandau fast doppelt soviel. U-Boote waren zweitausend vorhanden und das Ersatzbataillon des 1. Garderegiments zu Fuß zu 5000 Mann Kopfstärke lag in Kirchenpopowo, einem kleinen Marktflecken in Posen. Schließlich merkte er den Hohn und unterschlug uns dafür unsere Post. Zu dieser Zeit hatten wir einen baumlangen Bayern aus den Hochalpen bei uns; Wilddieb von Beruf, hatte er wohl früher mal Schreinerei erlernt. Zu diesem kam er eines Tages und sagte dem schwer an der Malaria Leidenden: „Sie bleiben immer hier, Sie sind Schreiner, man sagt, daß Sie hier arbeiten sollen." Prompt erhielt er als Antwort: „Ja, ich bin Schreiner, aber auf Glas." Diesmal hatte der „Mathematiker" den Braten gerochen und drohte im Wörterbuch nachzusehen, ob es solchen Beruf gäbe. — Doch schließlich verschwand auch er für immer von der Bildfläche.

Da meine Kiefereiterung geheilt war und ich in einem Berliner Bäckermeister Beside einen verwegenen Ausreißer traf, der in Afrika bereits einen tollkühnen Versuch unternommen hatte, die Küste zu erreichen, um dann mit einem neutralen Dampfer über Holland oder Dänemark nach Deutschland zu kommen, entschloß ich mich mit ihm zur Flucht.

Unser Hospital lag vollständig von Häusern eingeschachtelt auf einem kleinen Hügel. In unserem Holzstall entdeckten wir einen alten Gang, der zu einem Miethause führte. Dorthin wollten wir uns einen Ausgang schaffen. Täglich marschierten wir während der zweistündigen Promenade zum Training in beschleunigter Gangart auf dem Hof. Am Tage unserer Flucht stieg mein

Kamerad vom Holzstall aus nochmals in den Gang. Ich stand Schmiere. Der postenstehende Jäger zu Pferde patrouillierte träge an uns vorüber. Die Leichsinnigkeit Besides, welcher direkt unter dem besagten Mietgebäude mit Gewalt ein Hindernis wegräumen wollte, und dabei Geräusch verursachte, erregte Verdacht bei den Bewohnern und führte zur Aufdeckung unseres Vorhabens. Kaum hatten wir den Holzstall verlassen, als auch schon von den Leuten der Wache gemeldet wurde, was sie gehört hätten. Bei der sofort angestellten Nachforschung und dem Verhör der Kriegsgefangenen verriet ein Österreicher, daß wir zur Flucht bereit wären. Der Pferdearzt Dr. Tridon, Gestionnaire, Apotheker und was sich sonst noch dazu befugt fühlte, begannen nach stundenlangem Verhör mit der Aufsetzung des Protokolls. Man vernahm uns einzeln. Zum Glück hörte mein Komplize, daß ich mich auf den Standpunkt des Nichtwissens stellte. Auch bestritt ich, gesehen zu haben, daß bewußter Beside in den Gang gestiegen wäre. Im Laufe der Verhandlung warf man mir zur Abwechslung mal wieder vor, daß auch ich einer der Barbaren wäre, die 1914 in Belgien den Frauen die Brüste abgeschnitten und den Kindern die Arme abgehackt hätten, auch besonders tätig an der Verwüstung Nordfrankreichs, Polens, des Balkans und Rumäniens gewesen sei. Jetzt wollte man mich dafür verantwortlich machen, daß bei dem sogenannten strategischen Rückzug Hindenburgs auf seine Linie Saint-Quentin—Cambrai die aus taktischen Gründen bedingten Vernichtungen, so selbst das Fällen der Obstbäume, zur Ausführung gelangten. Hätten die Franzosen in unserem Lande Krieg geführt, würden sie, falls sie sich aus militärischer Notwendigkeit hätten zurückziehen müssen, uns zuvor noch Bäume hingepflanzt und Häuser gebaut haben! In diesem Geiste führten die Herren die Verhandlung. Die ganze Geschichte erschien mir so theatermäßig, daß ich mich eines Lächelns kaum erwehren konnte. Man sperrte uns getrennt ein. Wir harrten der Dinge, die da kommen würden. Es mag gegen 4 Uhr des folgenden Nachmittags gewesen sein, als man uns aus der Zelle holte. Auf der Wache führte man mich vor den Oberstleutnant und Platzkommandanten. Dieser Herr versprach mir Straffreiheit, wenn ich jetzt gestehen würde, daß mein Kamerad Beside in den Holzstall gestiegen war. Letzterer hatte auf Grund meines Leugnens ebenfalls abgestritten, in diesem gewesen zu sein. Die Straffreiheit als Köder verfehlte aber sowohl bei mir als auch bei meinem Gefährten so vollkommen ihre Wirkung (sie wurde gegenseitig ausgespielt), daß es den Zorn des hohen Herrn erregte. Als ich ihm obendrein Antwort gab, daß der Verrat an Kameraden nicht zu den Traditionen in der deutschen Armee gehöre, sagte er mir zum Abschied „sale boche“ und verschwand, nicht ohne uns noch als Andenken 30 Tage Zellengefängnis zuzudiktieren. Zwei Tage darauf wurden wir unter schwerer Bedeckung auf unser Lager gebracht, Beside nach Riom, ich nach Gerzat, wo ich meine Strafe absaß. Diese Zeit

durfte ich nicht müßig verstreichen lassen, sondern benutzte sie zur Ausarbeitung meiner nächsten Flucht. Nach verbüßter Strafe meldete ich mich dann zur Bauernarbeit, welche als Training mir sehr geeignet schien, da sie in dem tropischen Sonnenbrand des Hochlandes der Auvergne höchste Anforderungen an den Mann stellte. Zu fünf Mann gingen wir zu den Bauern, die damals noch nicht das große Wort führen durften. Zu eindrucksvoll wirkte das siegreiche Standhalten unserer Heere im Westen und das langsame Niederringen Rußlands. Wir haben uns manches harte Wort gesagt. Dort drüben hat mancher von uns das glühende Nationalgefühl der Franzosen zur Lehre genommen. Wir erkannten aber auch, wie weit Deutschland kulturell in jeder Beziehung Frankreich voraus war. Die persönliche Fühlungnahme mit der Bevölkerung gestattete tieferen Einblick in das Seelenleben der Franzosen. Ein warmes Verhältnis zwischen ihnen und uns konnte ich nicht feststellen, wenn es auch Leute unter uns gab, die mit dem Franzmann liebäugelten. Eine berühmte „équipe de prisonniers de guerre", deren Taten weit über die Grenze aller Lager der 13. Région berühmt wurden, hatten wir in Gerzat. Ihr Führer war ein athletisch gebauter, etwa 1,70 Meter großer Westfale, kurzweg Makasch genannt. Er trug eine Tonsur und gab sich als Pfaffe aus, war von deutschem Geist beseelt und entschlossen, weniger zu arbeiten, als zu zerstören. Eiserne Ruhe war neben seiner Tollkühnheit eine seiner prägnantesten Eigenschaften. Seine Freunde standen ihm nicht nach. Einer war Berliner Schlächter, ein anderer Schmied aus Sachsen, der dritte Jenenser Student und der vierte Schlosser aus Schlesien. Diese fünf waren unzertrennlich, in ihrem Aufzug mit weißen pantalons, bourgerons, riesigem Strohhut und farbigem Schlips, dazu schwarz-braun gebrannt, muteten sie eher als Zigeuner an, wie als Kriegsgefangene. Ihre Arbeitsleistung auf dem Felde verhielt sich proportional zur Verpflegung. Die Bezeichnung „boche" galt ihnen allgemein als tödliche Beleidigung. „Le gros avec la cravatte rouge", so nannten die Dorfbewohner ganz allgemein unsern Makasch, war mit seiner Mannschaft bald der Schrecken des Puy-de-Dôme geworden.

Zur Loire und Saône.

Am 11. Juli war ich mit zwei Kameraden zur Flucht bereit. Morgens um 6 Uhr nach dem Appell Verteilung der Bauernkippen. Wir hatten das Pech, daß die zwei, die nicht mitflohen, aber Lebensmittel für uns mit herausbringen mußten, von uns getrennt wurden. Es war sehr schwierig, alle unsere Sachen unbemerkt aus dem Lager herauszubekommen. Die Taschen waren vollgestopft. Die Brust hatte ich mit Schokolade gepanzert und ein Kochgeschirr unter meinem Waffenrock versteckt, den ich überm Arm trug. Endlich verließen wir nach aufregenden Minuten den Hof. Beim Morgenessen

im Bauernhof schien dem Bauern unser Körperumfang Verdacht zu erregen, trotzdem ging er mit uns aufs Feld. Mein lieber Hansen, ein Holsteiner, verlor auf dem Hinweg seinen Speck. Ein dicht hinter uns gehender Bauer bemerkte es. Wir waren durchschaut! Schnell informierte er die auf den Feldern arbeitenden Bauern, und nun tat man alles, um uns durch Einkreisung unser Vorhaben zu vereiteln. Längst schon wußte auch unser Patron, was die Glocke geschlagen hatte. Sein Knecht rückte uns keinen Augenblick vom Leib. Die Bäuerin untersuchte heimlich unsere Röcke, die im Schatten einer Baumreihe an einem breiten Wassergraben lagen. Die Situation wurde gefährlich. Jedes Zögern konnte uns verhängnisvoll werden. Da entschloß ich mich, in Richtung auf Wassergraben und Baumreihen, wo unsere Sachen lagen, arbeitend, jetzt schon durchzubrechen, um von vornherein einer sich todsicher steigernden höheren Gefahr die Spitze abzubrechen. Meinem Holsteiner fiel das Herz, ehe der Moment noch kritisch wurde, in die Hosen. Er steckte auf. Der dritte wollte mit. Den Knecht auf den Fersen, schien mir gefährlich! Er mußte abgetan werden! Knapp hundert Meter vor unserem Gepäck wechselte ich den Platz mit Hoffmann, um dem Knecht auf Körperlänge nahe zu sein. Ein kurzes „los" und meine Hacke trifft, mit furchtbarer Gewalt geschleudert, das Schienenbein unseres Wächters, den ich nur noch in die Knie sinken sehe und schon geht's in wilder Flucht auf Rock und Brotbeutel. Ein Sprung und wir sind über den gut vier Meter breiten Graben. Weiter geht der rasende Lauf! Ich sehe, man ist zu sehr überrascht, um an eine sofortige Verfolgung zu denken. Die rings um uns her Arbeitenden stehen sprachlos mit geöffneten Mäulern, um dann in wildes Geheul auszubrechen und auf uns loszulaufen. Ein „coup de main", so nannte man mir später diesen Streich. Im Sonnenbrand marschierten wir durch Getreidefelder und Schilf, aber was machte es uns, wir waren frei! Doch größte Vorsicht galt es! Ich kannte vom Bureau her den vorzüglichen Verfolgungsapparat, den man aufbietet, um Ausreißer zu fangen. Sieben bis acht Kilometer von unserem Ausgangspunkt beziehen wir in einem Kornfeld Stellung. Der „officier de surveillance" rühmte sich zwar, wie mir später erzählt wurde, uns bis zum Abend eingebracht zu haben, denn man hatte uns Straßen und Brücken in Richtung Schweiz gesperrt, doch wir kreuzen die gute Absicht des Herrn Überwachungsoffiziers, uns im Gefängnis beschützen zu dürfen, und schlagen nördliche Richtung ein. In schnellem Tempo, die Kleinbahnstrecke benutzend, geht's auf Maraingues sur Allier los. In der Morgenstunde wird bei Jozé die Allier überschritten. Tagsüber liegen wir in einem Getreidefeld. In den Mittagsstunden wird die Hitze unerträglich und brennt uns die Sonne erbarmungslos aufs Haupt! Der Durst quält direkt. Gegen Mittag hole ich Wasser aus einem Tümpel unter Anwendung größter Vorsicht, denn keine hundert Meter von uns ist eine Mähmaschine am Werk. Der Abend bricht

herein und damit ist viel gewonnen. Wir marschieren in Richtung Chatillon, in der Absicht, zwischen La Palisse und Roanne die Loire zu überschreiten. In der folgenden Nacht machen wir keinerlei Fortschritte. Die Richtung ist verloren und nach stundenlangem Marschieren kreuzen wir endlich die Nationalstraße Vichy—St. Etienne, die eine Neuorientierung ermöglicht. Lezoux, an der Nationalstraße Clermont—Roanne einerseits und Clermont—Lyon anderseits liegend, ist passiert. Eineinhalb Nächte verloren, aber die alarmierte Zone fast durchkreuzt! Dicht bei einem Dorf geht's im Kornfeld ins Tagesquartier! Die Tropenhitze des heutigen 14. Juli steigert sich jedoch zur Unerträglichkeit. Als der Abend hereinbricht, sind wir wie ausgedorrt und völlig erschöpft. Die Zunge hängt uns fast zum Halse heraus. Erst Wasser, nur Wasser, dann weiter! An einem Brunnen mit fließendem Wasser wird literweise getrunken, dann kreuzen wir zum zweiten Male die große Straße. Mit Unruhe bemerke ich, wie von allen Seiten sich plötzlich dichte Wolkenmassen heranwälzen. Bei einer Heuwiese fallen die ersten Tropfen. Keine fünf Minuten später rollt der Donner. Blitze zucken unaufhörlich nieder und oft ist der Himmel in ein einziges Rot getaucht. Es gießt in Strömen! Wir knien nieder, nehmen den Waffenrock über den Kopf und drücken diesen, wie betende Mohammedaner, auf die Knie. Im Augenblick sind wir bis auf die Haut durchnäßt. Nach Stunden verzieht sich das Unwetter in Richtung Puy-de-Dôme. Die Gewalt des Gewittersturmes war so groß, daß er hundertjährige Bäume entwurzelte, Dächer abhob und schlanke Tannen wie einen Strohhalm knickte. Es war das schwerste Gewitter, das ich jemals erlebt habe.

In den Morgenstunden suchten wir in einem Kornfeld Versteck. In den folgenden Nächten mußte das aufgeholt werden, was wir verloren hatten. In kurzen Zwischenräumen passieren wir Dorf auf Dorf. Pont-Dore ist ein gefährlicher Punkt, doch schnell sind wir durch und ungehindert geht's auf der Hochbrücke über die brausende wilde Dore hinweg, in Richtung auf Thiers. Dumpfes Hämmern dröhnt durch die Nacht! In einem rechts an der Straße gelegenen Eisenwalzwerk ist Hochbetrieb. Eine halbe Stunde später verhallt bereits das dumpfe Dröhnen des Eisenhammers in der Ferne. Thiers taucht plötzlich unmittelbar vor uns auf! Es muß umgangen werden. Links der Straße vorfühlend sehe ich, im Sumpfe festsitzend, die Unmöglichkeit des Vorwärtskommens ein! Rechts der Straße geht es besser und eine gute Stunde später stehen wir bereits an den Hängen des Forès-Gebirges, bekannt durch seine romantische Schönheit und die wilde Zerklüftung seiner Schluchten. Beim Morgengrauen sind wir 600—700 Meter hoch. Hier bauen wir uns im Knieholz ein, einem absolut sicheren Versteck, was uns erlaubt, sorglos zu schlafen, ohne dabei besondere Gefahr zu laufen. Die Sonne steht schon hoch, als ich nach sechsstündigem Schlaf, der mich sichtlich gekräftigt hat, er-

wache. In seiner ganzen Wucht zeichnet sich am Horizont die Silhouette des Puy-de-Dôme ab. Das zu unseren Füßen sich ausbreitende Hochland der Auvergne, mit seinen Feldern und Auen, gleicht in seiner reichen mannigfaltigen Farbenpracht einem persischen Teppich. Heute sind es für mich alten Naturschwärmer herrliche Stunden des freien Genusses in der Natur. Der alte märkische Wanderspruch am großen Querbalken des Schüler-Bootshauses am Wannsee fällt mir ein „Wie bist du doch so schön, O du weite, weite Welt" und fühle ich mich seit Monaten zum ersten Male wieder glücklich! Die Schlacke der Kriegsgefangenschaft fällt mir vom Herzen, alles ist in der Natur vergessen und in vollen Zügen, schwelge und genieße ich die süßen Stunden der Freiheit! Jedoch zu schnell vergeht mir dieser Tag!

Der anbrechende Abend sieht uns fertig zum Abmarsch. Es ist ein Problem, was es heute zu lösen gibt. Es gilt den höchsten der Gebirgskämme zu übersteigen, um die Gebirgsstraße nach Chabreloche zu erreichen. Jedes Abweichen von auch nur einem Kilometer kostet Tage! Wir klettern stundenlang! Endlich haben wir das Tal erreicht, durch welches die Straße führen muß. 1500 Meter unter uns braust ein Gebirgsbach, dessen wildes Rauschen durch die Stille der Nacht bis zu uns herauf dringt. Ein kurzes Verschnaufen nur und unser Abstieg beginnt. An steilen Wänden, in die Spalten hineingreifend, den geringsten Vorsprung ausnutzend, sich mit dem Körper geradezu an die Gesteinsmassen anleimend, geht's in die gähnende Tiefe. Ein Nachlassen der Kräfte oder nur die geringste Unaufmerksamkeit bedeutet den Absturz in schwindelnde Tiefe. Endlich verflacht sich das Gebirge zu riesigen Geröllwänden. Gefälle — siebzig Grad; doch auch hier ist das Absteigen äußerst mühselig. Arme und Beine sind zerschunden, doch Schuhe, Wickelgamaschen und Manchesterhose haben die Gewaltprobe bestanden.

3½ Uhr morgens. Der Gebirgsbach ist erreicht, ihn zu überschreiten unmöglich! Zufällig treffe ich auf eine Stelle, wo Steine gebrochen sind und entdecke jenseits des Gießbachs eine Mühle, zu deren Bau wohl vor vielen Jahren die Steine benutzt wurden. Ein morscher, uralter Balken zeigt uns, wo man die Felsstücke herübergebracht hatte. Kritisch betrachte ich mir den Brückenrest. Auf dem Bauch über den Balken rutschen kann nicht allzu schwer sein, doch ist dieser an einigen Stellen kaum 15 Zentimeter dick! Zu meiner Freude entdecke ich einen Führungskabel an ihm. Es muß glücken. Bricht der Balken, dann faßt du den Kabel und hangelst an ihm herüber. Ich lege mich platt auf den Bauch und beginne vorzurutschen. Der alte morsche Trümmer knackt in allen Fugen, und dazu unter mir das wilde Getöse des Wildbachs. Zuviel für die in letzter Nacht aufs höchste gespannten Nerven! Zurück! Fünf Minuten zum Kräftesammeln. Ein zweiter Versuch und ich bin drüben. An Wildbach und morschen Holzbalken habe ich

nicht gedacht; man muß sich ein Unternehmen nur nicht gefahrvoll vorstellen, dann scheitert's stets, oft mit tragischem Ausgang! Dem Wasser aufwärts folgend, steigen wir weiter, das Gestirn über uns mit seinen blitzenden, flimmernden Sternen, die weiße Gischt des wilden Wassers und sein tobendes, tosendes Rauschen, dazu die gewaltigen Gebirgsmassen, starr sich zum Himmel reckend, in der bleiernen Beleuchtung der Mondsichel haben diese Eindrücke soviel Neues, Ungeahntes, Erhabenes, daß ich mich ehrfurchtsvoll vor der Schönheit der Natur beuge, die mich meine Aufgabe fast vergessen läßt. Unauslöschlich lebt die Erinnerung an die Nacht in dem zerklüfteten, so überaus romantischen Tal des Forès-Gebirges in mir weiter. Noch in dieser Stunde, wo ich sie niederschreibe, läuft es mir kalt den Rücken herunter; das Erleben war zu groß!

Die Straße wird erst nach langem, mühseligem Klettern erreicht, doch kommen wir auf ihr schneller vorwärts. Zur Linken steigen einige Wände steil an, zur Rechten ist eine gähnende Tiefe, würde man uns hier entdecken, dann wäre ein Entweichen unmöglich, aber das Glück ist mit uns, nur noch zehn Kilometer und hinter uns liegen Berge und Schluchten des von uns glatt überquerten Gebirges. Der folgende Tag bringt eine entscheidende Wendung. Hoffmann macht schlapp, trotzdem schleppe ich ihn mit, wenngleich er mir wie Blei an den Füßen hängt und dadurch das Gelingen unserer Unternehmung in Frage stellt. Um ihn wieder auf die Beine zu bringen, soll er sich erst mal gut ausschlafen. Der Heuboden einer alleinstehenden Ferme scheint der geeignetste Ort, dort hinauf geht's bei anbrechendem Tag. Aus dem Hühnerstall kaufe ich ihm Eier auf Soldatenart, requirieren ist ja erlaubt, denn wir sind im Kriege mit Frankreich! Das Fehlen der Eier und das dauernde ängstliche Gekläff des Hofhundes machte den Bauer stutzig. Mißtrauisch geworden, sucht er unter lauten Verwünschungen seinen ganzen Hof ab. Die Sache ist nicht sauber, hier müssen wir verschwinden. Um Mittag bietet sich eine günstige Gelegenheit. Wir finden in einer naheliegenden kleinen Schonung Deckung. Dort klagt Hoffmann wieder sein typisches Klagelied des Hungers. Meine Nerven gehen mit mir durch. „Verfluchter Kerl, was reißt du denn erst aus, wenn du die Strapazen nicht auf dich nehmen willst", fahre ich ihn an. „Was, du machst mir noch Vorwürfe nach diesen Anstrengungen in dem Gebirge", gibt er mir zurück und mich wild anstierend greift er zum Messer. Zur Abwehr reiße ich das meine aus der Tasche. Mein blitzender Stahl beruhigt ihn jedoch und wütend wirft er sich ins Moos. In diesem Moment bricht vieles zwischen uns, was nicht mehr gut zu machen ist. Nachdem ich mich beruhigt habe, rede ich ihm wieder gut zu. Von der Heimat selbst und seinen Lieben erzähle ich ihm, nur um seine Energie zu stählen, doch seine Kräfte nehmen zusehends ab, weil er willensschwach ist und nicht dagegen ankämpft. Noch einmal versuche ich, ihm zu essen zu besorgen, setze alles auf ein

Blatt und pürsche die Ferme an. An einer Hintertür pralle ich unvermutet auf den Bauer mit dem Hund. Der Mann hat eine gute Nase. Ob der gar auf mich wartet? Dreist sage ich ihm „Salut!" Knapp erwidert er mir meinen Gruß. Einen Haken schlagend, will ich mein Gehölz erreichen, doch nirgends ist Hoffmann zu finden. Leise höre ich jedoch das Knurren eines Hundes. Wo ist mein Kamerad? Sollte er geschnappt sein? Mit äußerster Vorsicht gehe ich zurück, verlasse das Holz, durchquere mehrere Felder und schlage mich in einen kleinen Wald hinein. Fast deckungslos, keine fünf Schritt vom Wege entfernt, warte ich mit Ungeduld auf die rettende Nacht. Hoffmann war durch die Gendarmerie gefangen worden, wie ich später erfuhr. Meinen Hemmschuh war ich also los. Noch einmal in dieser Nacht durchsuchte ich das Gehölz, wo wir lagen, dann warf ich kurz entschlossen den Kurs herum, um nicht abgefangen zu werden, ging 7 bis 8 Kilometer zurück und packte mich in eine Strohmiete. Ein Weitermarsch in Richtung St. Germain—Laval schien mir zu gefährlich, vor allem in dieser Nacht. Tagsüber arbeitete man unmittelbar bei mir. Meine Anwesenheit im Stroh schien die weidenden Kühe zu beunruhigen. Scheinbar witterten sie eine geheime Gefahr. Anfänglich wunderten sich die Bauern darüber, doch gingen sie der Ursache glücklicherweise nicht auf den Grund.

Der folgende Tag- und Nachtmarsch bringt mich über Täler, Felder und Höhen. Tief unter mir höre ich das Rauschen eines Wassers. Nur die Loire kann es sein! Auf den gegenüberliegenden Höhen eine Bahnstrecke; „St. Etienne—Roanne" vermute ich richtig. In den dicht bewachsenen Hängen schlafe ich fest. Der Morgen weckt mich mit seinem kalten Tau. Dichter Nebel liegt um mich! Da plötzlich durchbricht der blutigrote Sonnenball die Nebel, kämpft sie langsam nieder und wirft seine goldenen Strahlen auf die erregten Wellen der Loire. Ein blendend schöner Anblick! Ganz gebe ich mich der Schönheit der Natur hin.

Um 10 Uhr Picknick, der Magen meldet sich laut knurrend. Drei grüne Äpfel, eine halbe Zuckerrübe und ein Streifen Schokolade, das muß bis zum Abend vorhalten! Der Tag wird mir nicht lang. Die Züge von Grenoble-St. Etienne nach Roanne-Paris beleben die Eintönigkeit, und der Zauber der Loire tut das übrige!

Weit und breit ist keine Brücke zu sehen, nicht mal ein Kahn, wie soll ich den Fluß übersetzen? 9 Uhr abends! Ich liege im letzten Gebüsch unmittelbar am Ufer. $^1/_2$10 Uhr, jetzt muß ich hinüber! Langsam ziehe ich mich aus, verpacke meine Sachen in der Hose, verschnüre alles gut und binde mir die Hosenbeine um den Hals, dann lasse ich mich in das Wasser gleiten. Zuerst einige Meter auf dem felsigen Flußbett flaches Wasser, dann wird es tief, reißend! Noch ist mir nicht recht zum Bewußtsein gekommen, vollends

im Tiefen zu sein, da werde ich vom Strome mit rasender Schnelligkeit fortgerissen. Um herüber zu kommen, schräg gegen den Strom anschwimmen? Lächerlich, mit meiner schwachen Kraft gegen dieses rasende Element anzukämpfen! Hundertundfünfzig Meter bin ich immerhin schon abgetrieben, doch stromaufwärts schwimmend geht es besser und man schluckt nicht so viel Wasser; in wildem Tempo nähere ich mich dem jenseitigen Ufer. Noch siebzig bis achtzig Meter, da ziehen mich meine naß gewordenen Sachen herunter! Mit äußerster Anstrengung kann ich endlich den Knoten der Hosenbeine am Halse lösen, denn er hat sich durch die Nässe fest zusammengezogen! Doch mit der Linken halte ich meine Sachen krampfhaft fest. Gleich darauf ist Grund unter mir, ich bin gerettet! Am Ufer werfe ich mich lang in den Sand, der leuchtende Mond spiegelt sich in den Wassertropfen auf meiner Brust und langsam erhole ich mich von der wilden Schwimmtour, die zuviel Kraft und Nerven gefordert hat. Langsam ziehe ich meine nassen Kleider auf den Körper, dann erklimme ich die an dieser Seite unbewaldeten Hügel. Ein Kirschbaum bietet mir seine schon gedörrten Früchte, und eine halbe Stunde später stehe ich mitten auf der Nationalstraße St. Etienne—Roanne. Im schnellen Marsch geht's durch einige Dörfer, bis l'Hôpital. Hell beleuchtet der Mond den Kilometerstein. Hier verzweigte sich die Straße. In Richtung Osten-Tarare 36 Kilometer, nördlich Roanne 12 Kilometer, Tarare ist mein Ziel. Noch bin ich 10 Kilometer vor Tarare, da dämmert bereits der Morgen. Auf einer Nebenstraße geht's über Bellegarde hinaus, wo ich ein gutes Versteck in einer bewaldeten Höhe finde. Nur vier Stunden Schlaf, dann geht es weiter! Eine blaue Schürze, wie sie die Stallschweizer tragen, vorgebunden, mit aufgekrempelten Ärmeln, vermutet in mir wohl keiner einen Kriegsgefangenen.

Gegen 7 Uhr morgens passiere ich ungehindert ein kleines Städtchen. Am Markt sitzt der Gendarm vor seiner Station. Nirgends falle ich auf, zumal ich laut den bekannten französischen Gassenhauer „Sous les Ponts de Paris" vor mich hinpfeife. Hinter dem Dorfe werfe ich schnell einen Blick zurück. Auf der Straße stehen fünf bis sechs Frauen und gestikulieren aufgeregt hinter mir her! Hat man mich erkannt, dann wird man mich zweifelsohne verfolgen?! Deshalb verschärfe ich mein Tempo und überfliege mit einem Blick schnell das Gelände. Links Felder und wieder Felder, rechts Täler und Hügel, durchweg mit Kornfeldern bestanden. Halbrechts in 3 Kilometer Entfernung ein kleiner Wald. Verfolgen sie dich, so rettest du dich dort hinein, sage ich mir mit Gedankenschnelle. Da jagt auch schon ein Radfahrer hinter mir her. Er überholt mich erst, dann bremst er, nimmt sein Rad im Bogen zurück, und neben mir herfahrend, versucht er mich in ein Gespräch zu verwickeln und beginnt zu fragen: „Wo gehst du hin?" — „Warum?" — „Erlaub mal, das ist doch nicht verboten, zu fragen!" — „Da hast du schon recht", erwidere ich.

„Im übrigen geht das dich aber nichts an, verstanden?“ — „Sicher“, antwortet er.

Scheinbar will der Kerl Zeit für die anderen Verfolger gewinnen! Wenn ich noch eine Chance für mich haben will, dann muß ich handeln. Ich entschließe mich zu einer List und bücke mich, wie wenn ich den Schnürsenkel fester ziehen will; der Franzose fährt langsam voraus. Glaubt der Mann wirklich, ich würde warten, bis mir die ganze Meute seines Nestes auf den Fersen sitzt? Erst trete ich laut auf der Stelle und dann springe ich plötzlich über den Chausseegraben in eine Hecke, wo ich mich blitzschnell ducke. Da sieht der Franzose verwundert, daß ich ihm durch die Lappen gegangen bin, wirft blitzschnell sein Rad herum und brüllt aus Leibeskräften: „Boche parti!“ In rasender Fahrt jagt er dem Städtchen wieder zu. Ich selbst benutze eine in die Felder führende einzelne Baumreihe als Deckung und eile auf dieselbe zu. Plötzlich stehe ich zwei Schnittern gegenüber, die ihre Sensen klopfen. „Willst du nicht mähen helfen?“ fragt der eine. „Tut mir leid, ich habe keine Zeit“, gebe ich knapp zur Antwort und eile weiter. In der Niederung einen Weiler umgehend, ist schnell die kleine Nebenstraße erreicht, die sich von der Hauptstraße hinter dem Städtchen nach rechts abzweigt. Diese führt zu dem Wäldchen, in welchem ich Zuflucht zu finden hoffe. In schneller Gangart geht's an einer Ferme vorüber auf der langsam ansteigenden Straße. Ich werfe einen kurzen Blick zurück und sehe, daß man sich mit drei Wagen, besetzt mit Gendarmen und Urlaubern, auf meine Fährte gesetzt hat und mir nachjagt. Doch noch laufe ich nicht. Keiner soll merken, daß ich mich unsicher fühle! Immer näher kommt mir die Meute, jetzt gilt es das Letzte! Denn ich weiß, nur zu oft sind kriegsgefangene Ausreißer nicht mehr zurückgekehrt, man hat sie meuchlings ermordet. Unserem Schüdde und Barkowski war es im Mai so gegangen. Links vom Wege steigen die Höhen an. Nur noch 50 Meter sind hinter mir die Verfolger zurück! So schnell wie möglich geht es die Höhen hinan! Doch kaum verlaufen diese sich zur Fläche, da laufe ich. Eine wilde Jagd beginnt! Meine blaue Schürze, die ich noch trage, hindert mich. Ich stürze zu Boden und springe wieder auf! Es ist ein Laufen auf Leben und Tod! Das Herz schlägt mir bis zum Hals! Der Atem droht zu versagen! Nur nicht nachlassen, noch 200 Meter, dann bist du gerettet! — Der dichte Wald verbirgt dich schützend, so sage ich mir! — Da kommen mir plötzlich Soldaten von links in die Flanke! „Rendez-vous, rendez-vous“ hallt mir furchtbar ins Ohr! Ich verstehe, doch Freiheit und Leben ist mein Wille! — Hunde sind plötzlich neben mir und drohen mich zu Fall zu bringen. Ich ziehe mein starkes Messer, um dem, der mich angreift, den tödlichen Fang zu geben. Eine rasende Wut hat mich gepackt, von links springt eine der Bestien mich an und ich stoße zu! Habe ich getroffen oder nicht? War es vielleicht nur meine Faust, die ich dem kühnsten der Hunde auf die Lichter gesetzt habe, denn laut kläffend und klagend

läßt er von mir ab?! — 100 Meter vor dem Wald Farnkraut und Ginster. Meine Kraft ist erschöpft. Soll ich mich niederwerfen und überlaufen lassen? Nein, die Hunde, sie verbellen dich sofort, dann bist du verloren, sagte ich mir mit Gedankenschnelle! — Tausend Gedanken im Bruchteil einer Sekunde! Der Wald, der Wald, da hast du gewonnen! — So rase ich weiter, dicht hinter mir die Verfolger, angespornt durch die auf meinen Kopf ausgesetzte Fangprämie, nur noch 50, 40, 30, 20, 10 Meter, der Wald! Ich werfe mich mit letzter Kraft in ihn hinein und bin gerettet. Durch das dichte Unterholz arbeite ich mich mühselig hindurch. Auf dem Bauch geht's am schnellsten! Dornen haken sich in meinen blauen Militärsweater fest, Zweige schlagen mir ins Gesicht, doch endlich ist das Wäldchen durchquert. Von rechts hat man begonnen dieses mit Hunden systematisch abzusuchen. Hier mögen höchstens 500 Meter zwischen mir und den Franzosen liegen! Ein kleiner Teich verleitet mich zur Unvorsichtigkeit. Ich will trinken, denn der Durst quält mich, und verlasse den Wald, wobei ich schnell das vor mir liegende Gelände überblicke. Da schleichen sich am Waldrain drei Franzosen auf mich zu, um mich abzufangen. Kehrt gemacht und links in den Wald hinein ist eins! Dortselbst in entgegengesetzter Richtung zum äußersten linken Waldrand, wo man mich scheinbar nicht vermutet! Auf einem kleinen Waldweg jage ich vorwärts. 200 Meter trockenes Stangenholz noch, dann liegt plötzlich eine mit Wildgras und einigen kleinen Eichbüschchen bestandene Schonung vor mir. 150 Meter lang, 70 bis 80 Meter breit. Sie ist vollkommen zu überblicken! Dort will ich hinein, denn hier vermutet mich sicher niemand! Rückwärts kriechend schiebe ich mich auf die Schonung. Karl May, von uns auf Quinta und Quarta begeistert gelesen, muß mit seinen Erlebnissen und Erfahrungen herhalten. Zur Abwehr gegen die Hunde streue ich in großem Bogen eine Hand voll mitgenommenen Pfeffer, sorgfältig richte ich jeden niedergebogenen Grashalm wieder auf. Damit ist die Spur restlos vernichtet! Unter einem Eichbusch liege ich regungslos und lasse die Sonne auf mich herunterbrennen. Eine gute Stunde mag so vergangen sein, da höre ich Stimmen. Vorsichtig linse ich über das Gras hinweg, wer mögen die Verfolger sein? Militäruniform, Gendarmerie, also sucht man mich noch und hofft mich zu finden. Einer scheint neu hinzugekommen zu sein, denn die übrigen geben ihm Erklärungen. Als sie auf meiner Höhe sind, kann ich Bruchstücke ihres Gespräches aufgreifen. „Alors, il parle très bien et couramment le français.“ — „C'est çela.“ — „Est-ce que tu es convaincu que c'est un boche?“ — „Bien sûr, c'est un boche.“ — „Il s'est sauvé, j'en suis convaincu.“

Das weitere Gespräch konnte ich leider nicht mehr verfolgen, da es sich im Winde verlor. Nachts um 12 Uhr verließ ich mein Versteck und trat, Marschrichtung auf Nordost verändert, den gewohnten Nachtmarsch an. Morgens gegen 3 Uhr wurde die Saône bei Belleville passiert. Die Brücke

lag recht günstig an der äußersten linken Seite des Dorfes. Besetzt war sie nicht. Nur der Ain lag noch vor mir. So hoch wie möglich hinauf in den Jura, bis zum Bras-fus, der ein sicheres Grenzzeichen war. Doch bis dort hin waren es noch 70 Kilometer Luftlinie und mindestens 120 Kilometer zu Fuß! Am Gebirge de la Bourgogne keine Schwierigkeiten! Die Nationalstraße Macon—Bourg wird überschritten und Macon selbst passiert. Hier liegt ein Bataillon Alpenjäger in Garnison. Vorsicht ist also am Platze! Vor dem Hauptportal der Kaserne steht ein Posten. Ich sage ihm guten Abend und gehe klopfenden Herzens weiter. In Macon selbst war bereits mancher Ausreißer geschnappt worden! Die Zellen der französischen Gendarmeriestationen, wo sich in den Sommermonaten abgefangene Ausreißer aller Lager trafen, waren reinste Universitäten zum Studienmachen und Materialsammeln zur Flucht! Einer belehrte den anderen! So kannte ich 1918 alle gefährlichen zu umgehenden oder zu meidenden Gegenden. Wanderer, meide die Straße St. Etienne—Lyon, stand auf weiß getünchter Wand. Musketiere Fabian und Mazur zum fünften Male entflohen, bei Villefranche an der Saône verhaftet. Eisenbahnbrücke gefährlich, wir raten ab! Kahn zur Überfahrt benutzen; Sümpfe, Achtung! Auf der Nationalstraße Pont-Mont—Ponts passierend, geht's dann auf der Eisenbahnstrecke nach Lons-le-Saunier. Tunnel sind bequemer als hohe Berge. Die Franche comté nimmt mich auf. Das Vorwärtskommen gestaltet sich immer schwieriger, langsam nur geht es weiter. Hier laufen die Straßen in Serpentinen, immer schwieriger wird das Gelände! Der Jura ist zwar erreicht, doch meine Kraft erschöpft! —

Ins Lazarett.

Der 18. Tag der Flucht. Noch schleppe ich mich mühsam weiter! Das Steigen erfordert große Anstrengung! Die Straßen darf ich nicht benutzen, denn auf ihr patrouilliert man zu Pferd und Rad. Physisch und psychisch bin ich der Unternehmung nicht mehr gewachsen. Tagelang nähre ich mich nun schon von Getreidekörnern und grünem Obst! Der Mut sinkt, trotzdem hoffe ich noch! Schüttelfrost packt mich, ich bekomme Fieber. Es ist der 19. Tag. „Ergeben?" nein, das tust du nicht, lieber hier zugrunde gehen. Elend verrecken wie ein Stück Vieh?, nein, auch nicht! — Weiter, nur weiter! Doch die Kraft versagt.

Abends schleppe ich mich auf ein großes Gehöft. An einem herrenhausähnlichen Gebäude klopfe ich an. Man öffnet. Ich bitte, den Patron zu sprechen. Im Speisezimmer sitzt die ganze Familie versammelt. Auf Französisch stelle ich mich ihnen vor. Erst starrt man mich wie ein Gespenst an, dann nötigte man mich zum Setzen. Mein elendes Aussehen nach all den

Strapazen muß die Franzosen doch innerlich bewegen. Zu Essen und zu Trinken stellt man mir vor, und mit dem Wolfshunger eines Halbverhungerten verschlinge ich, was vor mir steht. Aus der Heimat erzähle ich meinen Gastgebern, auch sie haben einen der Ihren bei uns in Gefangenschaft und man begreift, was es heißt „Gefangener" zu sein.

Und doch, am anderen Tage geht's mit dem Zuge zurück über Lons-le-Saunier—Lyon nach Roanne. Zwei Tage dauert die Fahrt. Mit Ketten an den Handgelenken gefesselt und von zwei Gendarmen begleitet, werde ich ins Gefängnis eingeliefert. Im Zimmer des Gefängnisinspektors muß ich mich bis aufs Hemd entkleiden und einer genauen Leibesuntersuchung unterziehen. Man nimmt mir, was man findet, dann kann ich mich wieder ankleiden und werde in eine Einzelzelle gesperrt. Ein Eisenbett mit niedrigen Füßen und das sogenannte Tinette, ein Holzbottich mit Deckel für Bedürfnisse, sind das Mobiliar. Um 6 Uhr abends gibts zu Essen. Fünf mal soviel könnte ich essen, denn mein Hunger ist nicht zu befriedigen. Drei Tage bin ich nun schon in der Zelle, da weckt man mich gegen 4 Uhr morgens. „Fertigmachen zur Abfahrt", brüllt ein Franzose durch die kleine Luke in der Tür, durch welche auch stets die Suppe gereicht wurde, und verschwindet. Um 5 Uhr holt man mich ab. Im Vorhof wieder Fesselung an den Handgelenken und mit über der Brust verschränkten Armen geht's zum Bahnhof, links und rechts von einem Gendarmen eskortiert. Die Stadt liegt noch in tiefem Schlaf und wiederholt frage ich mich, was wohl meine Lieben in der Heimat sagen würden, wenn sie wüßten, in welch traurigem Aufzuge ich jetzt zu solcher Stunde durch Roanne marschiere. Im D-Zug nach Clermont-Nimes-Marseille war ein Abteil reserviert. Ein französischer Deserteur, der in den Prison-militaire abgeführt wurde, besetzte bereits die eine Hälfte mit seiner Bedeckung; er war gut verproviantiert und fühlte sich scheinbar zu mir, als seinem Leidensgenossen, mehr hingezogen, als zu seinen Landsleuten, da er seine Vorräte mit mir teilte. In St. Germain-de-Fossés, wo wir zwei Stunden Aufenthalt hatten, ereignete sich ein kleiner Zwischenfall. Wir stehen von unseren Gendarmen umringt auf dem Perron, die das sich neugierig herandrängende, laut „boche" schimpfende Publikum zurückhalten, da geht plötzlich Bewegung durch das Militär. In der, dem französischen Soldaten so eigentümlichen Gleichgültigkeit und Respektslosigkeit machen diese vor einem promenierenden General Ehrenbezeugungen. Derselbe hat inzwischen unsere Gruppe entdeckt. Er erkennt mich an Waffenrock und Mütze, die ich jetzt wieder gekehrt habe, und kommt auf mich zu. Die Gendarmen grüßen, der Deserteur stiert ihn frech an, doch ich schlage die Hacken nach preußischer Art aneinander, daß es knallt, und grüße nach Offiziersart, in Frankreich für P. G. befohlen mit Anlegen der Hand an die Mütze. Mein militärisches Benehmen macht sichtlich auf die Franzosen Eindruck. Der General wendet

sich an den Gendarmeriewachtmeister und läßt sich melden. „Est-ce que vous avez un boche, qui a évadé?" — „Oui, mon général." — „Vous parlez français? fragt er mich. „Oui, Monsieur le général, je peux dire, que je parle français." — „Où avez-vous appris français?" — „En France, naturellement!" — „Et où étiez vous en France, avant la guerre?" — „Vous étiez espion?" Ich bleibe ihm die Antwort schuldig, denn es ist mir zu töricht und albern und dabei zugleich gefährlich, mit einem solchen hohen Herrn zu diskutieren und dabei eventuell zu unbedachten Äußerungen hingerissen zu werden. Dann spricht der General plötzlich deutsch und gibt mir eine Charakteristik der Deutschen im französischen Spiegel. „Ihr seid Soldaten, tapfer, treu, gehorsam, liebt euren Kaiser und sterbt für ihn, aber ihr seid — brutal." Eine kurze Wendung und er verschwand. Kaum war er außer Hörweite, so machten sich die Franzosen schon über ihn lustig. — Übrigens habe ich in Frankreich überall bemerkt, wenn ein höherer Offizier mit einem Soldaten sprach, so wußte dieser vor Angst und Aufregung kaum eine Antwort zu geben. War der Vorgesetzte jedoch verschwunden, dann wurde er mit einer Flut von zoologischen Namen bedacht. Dies alles im Lande der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit.

Mittags gegen 1 Uhr kam ich im Lager Gerzat an. Im Hof wurden mir die Fesseln genommen und die Gendarmerie übergab mich dem Depotchef, der für meine Flucht verantwortlich war. Nochmals Untersuchung, dann Verhör beim Kapitän. Schwein, Schweinehund und andere Liebenswürdigkeiten sagte mir dieser Herr. Dann wollte der Lagerdolmetscher zu seinem Protokoll an die 13. Région die Route wissen, die ich gegangen war. Aussage verweigern oder täuschen, fragte ich mich. Täuschen ist günstiger, und so nannte ich ihm einen unmöglich zu machenden Weg. Man sperrte mich noch einige Stunden in einen Keller, dann wurde ich nach Chagnat gebracht. 30 Tage Gefängnis bei Wasser und Brot war meine Strafe. Ich nahm sie auf mich, sie war gesetzlich. In den Zellen war große Bewegung bei meiner Einlieferung. Allgemein hatte man gehofft, daß ich die Schweizer Grenze passiert hatte, und nun diese Enttäuschung. Nach den ersten zwei Tagen in einer Massenzelle machte man eigens für mich eine Einzelzelle frei, die ich nun bezog. Zu dieser Zeit saß mein bester Kamerad und Freund Schlesinger, da er wegen Fluchtverdachts 15 Tage bekommen hatte. Die ersten Tage waren wir zusammen. Da wurde ich, wie bereits gesagt, von ihm und den übrigen getrennt. Ab und zu steckte man mir heimlich Lebensmittel zu. Der Überwachungsoffizier Oberleutnant Suant tat sein Möglichstes, um mich mit diesen zu fassen. Er durchstöberte wohl vierzehn Tage lang meine Zelle, selbst die Pritsche riß er auseinander, gefunden hat er jedoch nichts! Alle meine verbotenen Eßwaren waren in meinem Kochgeschirr verstaut. Eine Schnur hatte ich mir besorgt und mit Hilfe dieser hing ich das Eßgeschirr in das mit Wasser gefüllte Tinette, welches schon aus hygienischen Gründen

nur morgens vor der Säuberung benutzt wurde. Frei pendelte mein Eßnapf im Kübel. Zum Glück verfielen die Franzosen nie darauf, auch ihn zu untersuchen.

In dieser Zeit kam es noch recht oft zwischen uns und den Rothosen zu Reibereien. In meinem Gang waren vier Einzelzellen. Drei allein von Akademikern belegt. Unsere Unterhaltung wurde infolge der Langenweile oft bis in die Nachtstunden geführt, was, da es nicht statthaft war, zu erregten Diskussionen mit dem Überwachungsoffizier führte. In seiner Erregung und Zorn verlor er den Kopf und ließ sich zu Beleidigungen hinreißen. Boche, salot, criminel, bandit, meneur, pilleur und saligot gehörte zum Alltäglichen bei den „gebildeten" Franzosen, die ja bekanntlich die Welt von deutscher Kultur befreien wollten und nun alles, an das sie nicht heranreichten, systematisch in ihren Schmutz hineinzogen. Nationalstolz durfte nur der Franzose haben und die „Sambre-et-Meuse“ und der „Marche-Lorraine“ waren nach ihrer Meinung die einzig wahren Soldatenlieder. All das reizte uns zur Opposition. Wuchtig und monumental zugleich brauste als Antwort der Gesang der „Wacht am Rhein" durch die Gefängniszellen. Die Rothosen waren fassungslos. „Essenabzug am vierten sogenannten guten Tag, heute abend kein Wasser", drohte der Oberleutnant, falls nicht sofort Ruhe eintreten würde. Als Antwort darauf unser „Deutschland, Deutschland über alles". Prinzipiell haben wir immer und immer wieder gezeigt, wie wir unsere deutsche Heimat mit allem, was an ihr hängt, lieben, und nie aus unserem Herzen eine Mördergrube gemacht! Überhaupt sah das Jahr 1917 uns in der Gefangenschaft noch auf voller Höhe! Die seelische Depression nach dem Waffenstillstand Ende 1918 wurde erst durch das nationale Unglück hervorgerufen, was naturgemäß schwerer auf uns Unfreien lasten mußte. Vor allem aber dadurch, daß die Franzosen unsere Meister sein sollten und sich Sieger nannten, sie, die wir zerstampft hätten, wenn sie allein gegen uns gewesen wären.

Anfang September hatte ich meine Strafe verbüßt, doch blieb ich vorläufig im Lager, da ich mit meinen Nerven am Ende war. Der Lagerarzt sah sich deshalb genötigt, mich dem Hospital zu überweisen, was er bis dahin trotz Reklamierens der Lagerleitung verweigert hatte. „Nach Billom, Hospital 4", lautete mein Überweisungspapier. Bis Vertaizon, 10 Kilometer vor Billom, benutzte ich die Bahn, dann mußte ich als kranker Mann zu Fuß weiter. Das war die so laut gerühmte französische Krankenbehandlung.

Es mag 6 Uhr abends sein, als ich dort ankomme. Zu essen gibt es nichts mehr. „Schon zu spät", heißt es einfach, und als ich den Koch um etwas zu trinken bitte, antwortet er mir: „Deutsches Schwein, dreckiger boche, sauf Wasser". In diesem Hospital hatte ich Anfang des Jahres meine erste Flucht vorbereitet, welche in zwölfter Stunde scheiterte. Folglich hatte man

mich in schlimmster Erinnerung, doch konnte die Bitte um etwas zu trinken an sich nichts Aufreizendes haben! In Billom war jedoch nichts unmöglich. Bereits der nächste Morgen wird mir verhängnisvoll. Dem Pferdedoktor ist gemeldet, ich wäre, an den Folgen meiner letzten Flucht krankend, eingeliefert worden. Von seinem Stab begleitet, erscheint er bereits ganz gegen seine Gewohnheit um 7 Uhr. Fast springt er auf mich los, der ich im Bett liege: „Sie haben gestern abend reklamiert, warum haben Sie reklamiert?“ brüllt er mich an. „Ich reklamiert?“ frage ich erstaunt, „ich habe lediglich um etwas zu trinken gebeten.“ Da packt er mich an die Kehle, würgt mich und drückt mich ins Bett zurück. Ich stoße seinen Arm zurück, doch dadurch ist sein Zorn aufs höchste angestachelt. „Meßt ihm die Temperatur, hat er kein Fieber, dann sofort prison“ befiehlt er dem deutschen Krankenwärter Mils. 37,2 zeigt das Thermometer unter der Achsel gemessen! „Vorwärts, zieh dich an, deutsches Schwein“, brüllt er mich an. Da fallen mir beim Anziehen der Hose zwanzig Silberfranken aus der Tasche. Das sei der Beweis meines Fluchtvorhabens, legt man mir prompt aus! In der Tat hat mich auch der Fluchtgedanke während der drei Jahre meines Drübenseins nie verlassen! Doch jetzt wäre ich dazu gänzlich außerstande gewesen! Man suchte nach Karten in meiner Brieftasche. Ein Fetzen davon wurde gefunden. Eine sehr gute Kopie hatte ich in die unbeschriebene Hälfte zweier Briefe gezeichnet, diesen zusammengefaltet und unter andere Korrespondenzen gesteckt. Trotz peinlichsten Suchens hier sowohl wie auf dem Lager hat man diese nie gefunden! Dem Platzkommandanten wurde der Vorfall in französischer Färbung sofort gemeldet. Er unternahm nichts, trotz seiner Freundschaft zum Arzt, in sicherer Erkenntnis der Sachlage; auch unterblieb wohlweislich ein Bericht an die Région und das Lager. Untersucht hat mich der „Pferdeschlächter“, wie wir den Arzt noch nannten, nicht. In eine Zementzelle ohne Fenster, ohne Ventilation und ohne Licht sperrte man mich dann ein! Vorher stellte mich dieser „französische Arzt“ erst noch einmal an die Wand, um mir zum zweiten Male die Kehle zuzuschnüren, doch zum zweiten Male stieß ich ihn zurück! Jetzt, wo ich die Kameraden als Zeugen nicht mehr aufrufen konnte, ging er in seinen Schurkereien sogar noch weiter. Er riß dem französischen Wachsergeanten, der mit sämtlichen Posten auf dem Hof vor der Zelle stand, die Pistole aus dem Futteral und hielt sie mir vor die Stirn. „Hände hoch!“ befahl er. Damit war es aber auch mit meiner Selbstbeherrschung zu Ende! Alle Folgen meines Handelns außer acht lassend, riß ich den Waffenrock auf und bedeutete ihm, zu schießen: „Schießen Sie, Ihr Opfer wird sehr teuer bezahlt.“ Fassungslos, noch bleicher als ich, starrt er mich an. Dann fragte er: „Was für ein Opfer?“ „Mein Tod ist der Tod von 31 Franzosen, die auf dem Gute der Schwiegereltern meines Bruders arbeiten. Man wird sie als Repressalie erledigen!“ Aschfahl im Gesicht, läßt er die Pistole sinken, dann

stammelte er: „Schurke" und verläßt meine Zelle! Die Tür fällt ins Schloß, der Schlüssel knarrt und kreischt zweimal herum, da verläßt mich meine Kraft und langsam sinke ich an der Wand ohnmächtig zusammen! Fünf Tage war ich außerstande, das Geringste zu genießen! Die Suppe, die man mir gab, schickte ich zurück!

Zehn Tage waren verflossen! Mein Leben, meine Kinderjahre bei den Eltern, alles hatte ich im Geiste an mir vorüberziehen lassen — und jetzt das tragische Schicksal. Da gab mich der Schurke von Arzt endlich frei! In einen leeren Saal legte er mich, jede Verbindung mit den Kameraden unterbindend. Die Kleider wurden mir abgenommen, denn allgemein fürchtete man wohl meine sofortige Flucht aus dieser Hölle nach erfolgter Kräftigung und Wiedergenesung. Die folgenden fünf Wochen durfte ich nicht das Bett verlassen. Einige Tage später kam Zuwachs. Ein Kamerad, Unteroffizier Skopnik, J.-R. 159, vom Détachement Aubières, war von einem betrunkenen Korporal angeschossen worden. Einem dritten Kameraden, der unter Fluchtverdacht stand, wurde das gleiche wie uns zuteil. Anfang Oktober verließ ich das Hospital. Ich atmete auf! Zwischendurch hatte ich durch Geheimzeichen in meiner Post, die mir vom Lager nachgesandt worden war, erfahren, daß mein Freund Schlesinger mit Unteroffizier Martin entflohen war. Die Reiseerlebnisse selbst erzählte ersterer später in chiffrierter Schrift in seinen scharf zensierten Briefen von Spanien aus. Seine Flucht war eine Glanzleistung deutscher Kühnheit. Nach vierzehntägigen Irrfahrten auf der Eisenbahn quer durch Frankreich, die beide sogar nach Paris führten, wo sie acht Tage Station machten, landete Schlesinger dann glücklich in Spanien. Martin wurde leider in Paris verhaftet, floh aber tags darauf. Da man ihn steckbrieflich verfolgte, wurde er zehn Tage später im Bahnhofshotel in Bordeaux verhaftet. Fast zwei Jahre später glückte ihm sein vierter Versuch vom Militärgefängnis Clermont aus, wo er zu zwei Jahren traveaux publics verurteilt worden war. Schlesinger hat von Spanien aus ein Hilfswerk für seine alten Kameraden eingeleitet. Soeben erfahre ich, daß er mit einem neutralen Dampfer über Vigo-Boulogne-sur-Mer—Rotterdam die Heimat erreicht hat.

Gendarm Gabrieau. Unsere Arbeit und Verpflegung.

Im Lager selbst war alles beim alten geblieben. Unser Lagerkommandant hatte allerdings in dieser Zeit manche Schlappe erlitten. Folgender Vorfall verdient Erwähnung, um zu zeigen, was durch Einigkeit von schutzlosen Gefangenen erzielt wurde: Der Kommandant Kapitän Bessières stößt und schlägt den Kutscher. Dann sperrt er ihn ein. Warum? Ein Anfall von Sadismus. Abends rücken die Gefangenen von der Arbeit ins Lager

ein. Große Erbitterung natürlich auf der ganzen Linie. Der Chef, ein Gendarm, der Tropenkoller hatte, kommt. Wir verlangen kategorisch den Kommandanten zu sprechen. Der Lärm hat die Bewohner angelockt. Man umringt das Lager. Kapitän Bessières kommt. Er ist bei uns wie bei den Franzosen gleich unbeliebt. Vom Hof aus beobachtet er die mit Fensterläden geschlossenen Fenster. Man ruft ihm aus unseren Reihen zu: „Er möge doch nach oben kommen." Der Lärm steigert sich orkanartig. Einer, der sich nicht bezähmen kann, betitelt ihn dreist „Embusqué". Der Kapitän antwortet recht gelassen „comme toi". Dieses zeichnet wohl treffend den Ehrbegriff des französischen Offiziers. Die Feldwebel werden zu ihm befohlen; sie verlangen die Herausgabe des zu Unrecht Bestraften, was der Kapitän ihnen zugesagt. Wir haben gesiegt! Besagter Kapitän Bessières von den 4. Kürassieren mußte bald darauf den Abschied nehmen. Gelegentlich eines Streites mit einem Großbauern trat dieser unserem Kommandanten recht nachdrücklich und unsanft in seine Sitzgelegenheit. Alles das spielte sich im Hof des Lagers vor unseren Augen ab. Eine beschämende Episode für ein Offizierkorps.

Ende Oktober machte plötzlich die Parole die Runde, Oberleutnant Jaubert, genannt Kopfschuß, einer der gefürchtetsten französischen Lagerkommandanten, der im Jahre 1916 bereits Aulnat und Roanne dirigierte, käme. Die Stimmung im Lager und auf sämtlichen Detachements, wohin die Hiobsnachricht drang, sank wie eine Barometersäule. War mit dem jetzigen schon recht schlechtes Auskommen, so würde der kommende den Terror bringen. Das stand für alle fest, die Jaubert kannten. Doch nur zu wahr sollte die Parole sein. Wie aus dem Boden gestampft, war er da. Wir waren zwar vorbereitet, doch trotzdem überrascht. Ich gestehe zu, der Mann verstand es, sich Autorität zu verschaffen. Mit welchen Mitteln jedoch, bleibt der Kritik überlassen. Das erste, was er tat, war Androhung strengster Strafe für jedes Vergehen. Bei einer eventuellen Flucht wollte er das ganze Lager bestrafen lassen. Laut rühmte er französisches Gefangenensystem. Wir parierten jedoch glänzend. Ein Österreicher hatte beobachtet, daß unsere Dolmetscher Pappschachteln auf das Klosett trugen, welchen Gang sie mehrmals wiederholten. Da ihm das verdächtig erschien, teilte er uns seine Beobachtungen mit. Wir gingen der Sache auf den Grund und konnten durch einen Ablaufkanal mehr als tausend Briefe und Karten, sowie photographische Aufnahmen von Kriegsgefangenen, für die Heimat bestimmt, bergen. Trotz dieses corpus delicti und Konfrontierung des Österreichers mit den in Frage kommenden Dolmetschern hatten diese die Stirn zu leugnen. Jetzt nach meiner Heimkehr ist es mir erklärlich, daß ich von meinem Bruder während der drei Jahre meiner Gefangenschaft nur acht Briefe und Karten erhalten habe. Zwar griff „Kopfschuß" in diese Angelegenheit ein, doch wurde von den Franzosen

niemand bestraft. Zu einem ersten harten Zusammenstoß zwischen Gefangenen und „Kopfschuß“ kam es, als diese auf ihr gutes Recht, Sonntags nicht zu arbeiten, bestanden. Im Hofe mußte alles antreten und stillstehen, währenddessen beleidigte man uns in gemeinster Weise. „Deutsche Schweine, Plünderer, Mordbrenner“ waren wir gewohnt. Daß jedoch der Chef, Gendarm Gabrieau, es wagen würde, unsere Soldatenehre anzutasten, ging über alles Dagewesene hinaus. „Soldats de papier“ nannte er uns. Prompt kam aus unseren Reihen die Antwort „Sie auch“. Es gelang dem Gendarm nicht, den Rufenden festzustellen. Das Zuchthaus Avignon wäre unserem Landsmann sicher gewesen. Die Söhne der „Großen Nation“ schienen es als Privileg sich zuzugestehen, andere Völker an der Nationalehre zu kränken. Wehe aber dem, der gewagt hätte, gegen die „Große Nation“ auch nur den leisesten Vorwurf zu erheben.

Der „Kopfschuß“ erscheint im Hof. Er tobt wie ein Wahnsinniger. Die Wache muß vor uns antreten, laden und die Gewehre über unseren Köpfen anschlagen. Er selbst, Pistole in der Rechten, rast an der Front vorbei und beschimpft Deutschland und uns nach gewohntem Muster. Er sieht, kapitulieren würde von uns, trotz seiner Drohungen mit der Waffe, keiner. Doch ein Mann wie er kennt alle Schliche. Er greift zu dem äußersten Mittel. „Gendarm“, schreit er laut, „Sie nennen mir sofort die Aufwiegler.“ Dieser bezeichnet, ohne sich zu besinnen, den Offizierstellvertreter Werly, Res.-Inf.-Reg. 53, und einen Fähnrich Horst, Inf.-Reg. 173, als Urheber. Der Kommandant hält den Unglücklichen die Pistole vor die Stirn, führt sie die Front entlang und befiehlt ihnen, sich in eine große Dreckpfütze zu werfen, indem er beide fortgesetzt mit der Waffe bedroht. Wir treten ab.

60 Tage Gefängnis diktierte der Unterstaatssekretär diesen beiden, die mit der ganzen Angelegenheit nichts zu tun hatten. Anfänglich sperrte man sie in einen tiefen, dumpfen und sehr nassen Keller. Die Anmeldung der dänisch-schweizerischen Kommission genügte jedoch, um sie ins Zellengefängnis nach Chagnat zu überführen. Man entsinnt sich plötzlich meiner und will mich in die Angelegenheit hineinsprengen. Ein Kamerad springt für mich ein und rettet die Situation durch geschickte Aussagen. Auch ich komme nach Chagnat.

In einer Einzelzelle sitzt Fähnrich Horst. Oben an der Zellendecke läuft ein breiter Balken entlang. Die Eisenzange fehlt. Durch die so entstandene Röhre ist direkte Verbindung mit einem der Schlafräume vorhanden. Eine 60 Zentimeter geknickte Röhre mit Trichter wird von dem Lagerklempner angefertigt; durch diese ernähren wir ihn regelmäßig. Morgens um $^1/_2$6 Uhr bin ich bereits an seinem Verpflegungskanal, wie wir das Ding getauft haben, und gebe ihm die Suppe durch. Bis Mittag bin ich dann auf dem Arbeitsplatz als Dolmetscher beschäftigt. Mein erster Gang nach der Rückkehr ist

natürlich der Kanal. Da seine anderen Freunde das gleiche tun, ist für ihn ausreichend gesorgt.

Unmittelbar vor Weihnachten bringt man uns einen schwarzbraungebrannten, wahrhaften Enakssohn ins Lager. Es ist der Vizefeldwebel, Offizieraspirant Alfons Stöber von der 1. Askarikompagnie unserer Kolonie Togo. Im Frieden war er in Lome Bahnhofsvorsteher. Schnell haben wir ihn lieb gewonnen, denn es war ein prächtiger Charakter. Elsässer von Geburt, hatte man ihn nach dreijähriger englischer Gefangenschaft von Isle of Man, wo er die letzte Zeit über war, nach Frankreich gebracht. Bei dem Verhör durch französische Offiziere bei seiner Ankunft in Le Havre wies er, wie so viele unseres Lagers, ihr schändliches Ansinnen, Franzose zu werden und in ein Speziallager für Elsässer nach St. Rambert-sur-Loire zu gehen, mit der gebührenden Entrüstung zurück. Man brachte ihn darauf nach Roanne und von dort zu uns. — Schöne Stunden konnten wir mit ihm verleben.

Zur damaligen Zeit — Ende 1917 — wurden sämtliche Ausreißer des Lagers zu einer sogenannten Spezialkompagnie formiert. Kolonne Makasch war natürlich auch in der 60 Köpfe zählenden Gesellschaft. Von den Franzosen gehaßt, aber gefürchtet, haben diese wenigen ihnen mehr Schwierigkeiten bereitet wie das gesamte übrige Lager zusammen. In der damaligen Zeit waren unsere Feinde durch die deutschen Siege gegen Italien besonders erregt und durch den U-Bootkrieg aufs höchste erbittert. Die Folge davon war, daß man dort drüben seine Wut und Erbitterung an uns Wehrlosen ausließ.

Die Brotration war 200 Gramm. Die Mittag- und Abendsuppe reinstes Wasser. Mancher brach infolge Entkräftung schon auf dem Wege zum Arbeitsplatz zusammen. In dieser Zeit aßen wir Hunde und Katzen, die wir an uns gelockt hatten. Schwere Entwässerungsarbeiten wurden von unseren Leuten verlangt. Die Schlafräume waren weder geheizt, noch beleuchtet. Eine einzige Ölfunzel brannte in Schlafsälen für 150 Mann. Schwerverletzte und Amputierte zwang man zur Arbeit! Niemand durfte müßig sein, jeder wurde herangezogen! Der Lagerchef, Gendarm Rabbias, war ein geborener Schurke. Er schoß scharf in die Gefangenen hinein! Einmal war die Spezialkompagnie acht Tage gänzlich ohne Licht. Sie verweigerte deshalb, morgens aufzustehen. Daraufhin schoß der Gendarm fünfmal in den Schlafraum hinein! Daß dabei nichts passierte, ist mir bis heute noch ein Rätsel! Mitte November erschien unvermutet eine dänisch-schweizerische Kommission. Sie war von den vielen Kommissionen, die uns in den drei Jahren besuchten, die einzige, die wirklich zur Verbesserung unserer Lage etwas tat. Der Däne und der Schweizer waren zwei Tage bei uns. Bei ihrer Abfahrt sagte der Schweizer Oberst über das, was er gesehen hatte, zu meinem Freunde Dr. Welter als letztes: „Ça c'etait dégoûtant." Die Besserung,

die man uns versprochen hatte, trat ein, denn Deutschland drohte mit Repressalien.

Unsere Spezialkompagnie kam kurz nach Weihnachten in die Eisenfabrik Les Anizes Saint Georges im Puy-de-Dôme. Dort oben spielte sich bald darauf folgender tragischer Vorfall ab. Zwei der unseren haben Fluchtvorbereitungen getroffen. Sie werden von eigenen Kameraden verraten, denn Kreaturen gibt es leider auch unter uns in der Gefangenschaft, die nicht wert sind, Deutsche zu heißen! Bei der Nachtschicht entfernen sich die Ausreißer von ihren Öfen, ohne zu ahnen, daß der Franzose sie umstellt hat. Zwar gelingt es dem ersten, die Kette zu durchbrechen. Der zweite jedoch, Schiby, Ref.-Inf.-Reg. 38, durch Gepäck zu schwer belastet und behindert, ist weniger glücklich. Durch einen Streifschuß an der Brust verwundet, bricht er zusammen; glücklicherweise ist seine Verletzung harmlos! Man streckt ihn auf der Erde aus und legt ihm einen Notverband am Platze an. Nach zehn Minuten erscheint der Detachementschef, Gendarm Gabrieau, am Tatort. In größter Seelenruhe knöpft dieser seine Revolvertasche auf und sagt laut zu dem Unglücklichen: „Was, du Schwein rückst aus, trotzdem du weißt, daß ich jeden niederschieße, den ich dabei schnappe?" Er zieht die Pistole, hält sie dem Hilflosen auf die Stirn und drückt ab! Die Schädeldecke wird weggerissen und das Gehirn spritzt heraus!

Ich nenne das „Vorsätzlicher Mord", denn mehrmals hat der Mörder Gabrieau gesagt: Es wäre seine heiligste Pflicht, den Tod seines auf dem Felde der Ehre gefallenen Bruders zu rächen. Der deutsche Detachementsführer durfte die Leiche sehen. Am anderen Tage fand die Beisetzung statt.

Weihnachten baten wir in unserem Lager um einen Baum. Doch wir bekamen keinen. Stöber und ich hackten dann größere Zweige ab, die zu einem Strauch zusammengebunden wurden. Kerzen hatte uns die Schweiz geschickt. Silber- und buntes Papier in Streifen geschnitten schmückten dann unsern „Baum". Abends sprach der 45 jährige Feldwebel Grabowski, ein alter Chinakämpfer vom Peiho und echter deutscher Mann, ein paar bewegte Worte. Zigarren und Zigaretten wurden verteilt und wieder einmal hatten wir Weihnachten in Gefangenschaft gefeiert. Ich glaube, jedem war das Herz zum Brechen schwer! Sind wir im nächsten Jahr bei unsern Lieben in der Heimat und haben wir bis dahin den Krieg beendet? Das war die ständige Frage aller. Vom neuen Jahre erhoffte ich die Freiheit. Zwar verlief es für mich persönlich weniger aufregend, brachte jedoch meinen Kameraden so viel Leid, daß auch ich seelisch schwer darunter litt.

Zur Verstärkung unseres Kommandos im Steinbruch und Fabrik Le Bitume bei Pont-de-Château an der Allier wurde ich Ende Januar mit 20 Mann dorthin geschickt. Dort übernahm ich den gewohnten Dolmetscher-

posten. Einige Tage vor unserer Ankunft war gestreikt worden, da die Verpflegung in jeder Beziehung unzulänglich war.

Drei Tage bin ich dort, da taucht plötzlich der „Kopfschuß" auf der Bildfläche auf. Er läßt mich das ganze Kommando sammeln, befiehlt Hinlegen und die Posten die Gewehre gegen uns anschlagen. Ich selbst muß seine Rede übersetzen. Sämtliche „schlechten" Arbeiter läßt er durch den Aufsichtssergeanten notieren, um abends die Betreffenden einzusperren. Gegen 7 Uhr abends rücken wir ein. Schon von weitem hört man den „Kopfschuß" toben. Mit einem dicken Stock bearbeitet er Tisch und Bänke des Cantonnements. Alles muß im Schlafraum antreten. Dann kommt er herein. Mitten im Gang stehend, muß ich vor ihn hintreten. Er zieht seine Pistole und richtet sie auf mein Auge, während er den Finger am Abzug hält, dann beginnt er: „Sie sind verantwortlich, weil Sie Französisch sprechen, ich werde Sie deshalb töten. Seit 1914 bin ich bei den Gefangenen! Die Bayern und Württemberger habe ich gezähmt und die Preußen, ja die Preußen, die von der Garde eures Kaisers! Aber mit solcher Bande wie euch bin ich müde zu arbeiten." Bei dieser Rede fuchtelte er wie ein Besessener mit der Pistole und dem Stock in der Luft herum. Trotz des Ernstes der Situation und der Gefahr, diesen wahnsinnigen Menschen noch mehr zu erregen, mußte ich lächeln. Ein derartiges Gebaren war mir bei einem Offizier fremd. Alles das mutete mich an wie auf der Bühne eines Marionettentheaters. Der Endeffekt war, daß 18 Mann kein Abendessen bekamen und in die Zelle wanderten.

Zur Schweizer Grenze.

Gottlob kam ich bereits drei Tage später mit dreißig Mann auf ein Bergkommando Champclos, hinter den Mont-Dore gelegen, um das dort befindliche Kommando abzulösen. Die Gegend dort war unbeschreiblich schön. Der Sonnenuntergang schuf oft Bilder von herrlicher, unvergleichlicher Schönheit. Blutigrot lag der Sonnenball auf den schneebedeckten Ketten des Mont-du-Saucy. Diese Augenblicke, wo ich ungestört in der Natur schwelgen konnte und mich berauschte, waren mir Andacht und Erholung. Etwas Erhabenes lag in dem Kettenmassiv des Mont-Dores. Seine mächtige Silhouette wird mir unvergeßlich bleiben. Die Pracht und Fülle der Natur versöhnte da oben mit manchem, da naturgemäß ständig Reibungen mit den Franzosen vorkamen. Unsere Arbeit bestand im Bäumefällen, Fagothacken und -binden.

Die Produktion sollte erhöht werden, doch dazu konnte ich meine Hand nicht reichen. Längst nagte mir das Heimweh wieder sehnsuchtsvoll am Herzen, und so entschloß ich mich zu einer Flucht, die derart vorbereitet werden sollte, daß ein Scheitern nur durch höhere Gewalt möglich werden konnte. Unteroffizier Scheidt, R.-J.-R. 13, war mir der Mann, den ich zum Mitgehen am

geeignetsten hielt, Soldat vom Scheitel bis zur Sohle, sollte er mich in meinen Erwartungen nicht täuschen. Ich gedenke dankbar noch heute seiner, er war mir Kamerad! Mit großer Vorsicht gingen wir an unsere Vorbereitungen heran, welche nach den von mir gesammelten Erfahrungen systematisch betrieben wurden. Lebensmittelpakete bekamen wir aus Spanien. Sie enthielten Fette, Konserven, Schokolade und anderes, doch nur langsam bekamen wir diese Vorräte in unsere Hand. Um bei einer Untersuchung von vornherein jeden Fluchtverdacht zu zerstreuen, wurden diese unter Kameraden zum Aufheben verteilt. Am 21. März begann die Offensive gegen Paris. An ihr wollten wir teilnehmen, doch dazu kamen wir zu spät, weil unsere Vorbereitungen noch nicht beendet waren. Fieberhaft wurde weiter gearbeitet; am 25. März machten wir unseren ersten Versuch. Nicht vom Walde, sondern aus dem Cantonnement heraus war unser Plan, da viel Gepäck mitgenommen werden mußte, welches man vorher nicht unbemerkt hätte hinausschaffen können. Endlich, am 4. April 1918, unmittelbar vor dem Appell in der achten Abendstunde, brachen wir aus! Das Unternehmen war mehr als zweifelhaft. Der geringste Argwohn der Posten konnte alles zum Scheitern bringen. Unsere Situation war kurz folgende: An die Scheune, welche wir bewohnten, lehnte sich vorgelagert die Küche an. Eine verschließbare Tür führt von dort auf den Hof, der zirka 20 Meter lang und 6 bis 7 Meter breit war. Am Ende dieses Hofes lag die Wachtstube der Posten. Die linke Seite des Hofes, von unserer Küche aus gesehen, war von der Giebelseite des Privathauses begrenzt, die Stirnwand durch Ausgangspforte mit Wache und rechts ein massiver Schuppen, am Dach mit Stacheldraht zehnfach gesichert. Über das schräg abfallende Küchendach schien mir ein Entkommen am günstigsten. Eine Leiter lag tagelang vorher schon in der Scheune unter Strohsäcken versteckt. Eine Drahtschere und Zange hatten wir zur Hand. Während wochenlang vorher glänzendes Wetter war, setzte heute Regen ein. Wolken fegen am Himmel entlang! Der Wind heult! Alles scheint verheißungsvoll. Fertig stehen wir da. Nur müßte es noch etwas dunkler werden! Durch die Bretterspalte der Küche beobachte ich noch einmal Hof und Nachbargelände. Dann geht es hinaus. Unser Hilfsapparat seitens der Kameraden arbeitete mit vorbildlicher Ruhe. Die Leiter wird angestellt. Wir klettern hinauf. Da geht plötzlich die Eingangspforte auf. Es ist Appell! Wir sind verloren! Scheidt springt von der Leiter durch eine Öffnung, rechts oberhalb der Küchentür, man fängt ihn zum Glück auf, ich selbst auf den Hof hinab, durch die Küche in die Scheune zurück. Jetzt muß der Sergeant mit der Wache hereintreten, doch zum Glück ist es nur der Kuhhirt. Wir atmen auf! Der sofort angesetzte zweite Vorstoß geht programmäßiger. Hell klingt der Stacheldraht beim Zerschneiden. Durch das so geschaffene Loch geht es aufs Dach und langsam rutschen wir dieses hinunter. Die Dachpappe knirscht laut hörbar. Hat man uns be-

merkt? Jeden Augenblick kann der erste Schuß fallen! Ein Sprung und ich sause in die Tiefe, weit tiefer, als ich glaubte. Leise rufe ich meinem Kameraden zu: „Scheidt, sehr hoch!" Dann springt er ab. Nur noch über den Hof des Nachbarn! — So, jetzt sind wir frei! In wilder Flucht geht es über die Alm zu den ersten Berghängen. Der Atem geht schwer, langsam steigen wir hinauf. 300 Meter genügen vollauf, denn hier kann uns keiner mehr erreichen, deshalb wollen wir abwarten, was sich jetzt unten im Dorfe abspielt.

Laternen leuchten durch die Nacht, man sucht uns im Dorfe, doch nur das Rufen schallt abgerissen zu uns herauf, vom heulenden Wind übertönt. Die nächste Gendarmeriestation ist in der uns entgegengesetzten Richtung. Die auf unserer Route sich befindende liegt hinter uns, ehe erstere dorthin melden kann, also vorwärts! Nach zweistündigem Klettern ist die Straße erreicht. Diese zu verlassen, wäre Wahnsinn, denn das Gebirge würde jeden verschlingen und Tage gingen darüber verloren, ehe die Strecke wieder gefunden ist. Ich erinnerte mich, daß 1917 drei mir gut bekannte Kameraden vom Walde aus entflohen. Nach neuntägigem Marsche standen sie dann glücklich an ihrem alten Ausgangsort. Prinzip ist deshalb für uns, nicht von der Straße herunter, durch alle Städte und alle Dörfer. Unsere Kleidung gestattet sehr wohl dieses Vorhaben. Tragen wir doch beide Alpenjägerbaretts, blauen französischen Sweater und Zivilrock, Kniehosen mit Wickelgamaschen. Eine mitgenommene Decke ist leider im Draht hängen geblieben. Die in Frankreich üblichen drei Brotbeutel vervollständigen mit ihrem Inhalt unsere Ausrüstung. Ein jeder hat 7 Kilo Brot, 3 Kilo Schokolade, 4 Büchsen kondensierte Milch, $^{3}/_{4}$ Pfund Kaffee, $^{1}/_{2}$ Pfund Tee, 2 Dauerwürste, 3 Pfund Fett, 5 Büchsen Sardinen, Zwieback, Zucker, Kakao und Tabak, Verbandstoffe und Medikamente sind ausreichend vorhanden. Noch einmal mustern wir uns kritisch. Unser germanischer Typ ist vollständig beseitigt. Haare und Schnurrbart mit Guttalin gefärbt. Die erste Nacht verläuft ohne jeden Zwischenfall. Der Gedanke, nur erst aus dem Gebirge herauszukommen, beherrscht mich vollends. Langsam beginnt der Tag zu grauen und in einem noch völlig kahlen Wäldchen nehmen wir Tagesquartier, unter einem gestürzten, mit welken Blättern bedeckten Baum. Abends kocht Scheidt schnell noch eine Tasse Kaffee, dann geht es weiter. Die folgenden Nächte verlaufen ohne Zwischenfall, doch leider hatte es sich eingeregnet und der mit grauen Wolken bedeckte Himmel läßt auch nicht auf einen Witterungsumschlag schließen. Als wir am 13. Morgen bei Tagesanbruch unser Versteck in einer kahlen Schonung beziehen, wird er nur notdürftig durch Blätterzeug und Strauchwerk gedeckt. Scheidt schläft bereits — ich habe Wache —. Plötzlich prasselt etwas durch die Bäume von oben her auf uns: Am Rande der Schonung steht ein Jäger. Er hat uns entdeckt, wagt sich jedoch nicht ins Gebüsch. Ich packe meinen Kameraden: „Scheidt, Mensch, schnell auf und fertig

machen! Wir sind entdeckt, am Rande steht ein Jäger! Er hat bereits mit Steinen geworfen! Mach schnell! Ehe der Kerl auf uns anschlägt, müssen wir verschwinden!" Im Moment sind wir fertig. Langsam geht es zur andern Seite heraus. Hier fällt das Gelände. Kurz drehe ich mich um. Oben am Ende des Wäldchens steht unser Freund, trotz seines Gewehres in völliger Hilflosigkeit, und ruft uns nach: „A voilà, deux boches, deux boches!" Über Baumstämme und zugehackte Äste geht's in windender Fahrt talabwärts. Schon ist man uns auf den Fersen. Plötzlich eine tiefe Schlucht vor uns. Dort müssen wir hinunter. 4 bis 5 Meter oft im Sprung, dann wieder am Wurzelwerk abrutschend und auf dem Hosenboden, so geht es bergab. Keine 10 Minuten und wir sind unten! Von Stein zu Stein springend, setzen wir über einen schmalen Gebirgsbach. Jetzt ist Distanz zwischen uns und die Verfolger gelegt. Noch bietet aber all das uns keine rechte Sicherheit, darum klettern wir die Hänge hinauf, passieren Baumschlag und Geäst bis zu einem dichten Unterholz. Aus Ästen, Laub und Moos wird eine kleine Hütte gebaut, die gegen den stärker gewordenen Regen notdürftig schützt. Dicht aneinander gekauert und zähneklappernd hocken wir so den ganzen Tag. Um 7 Uhr ist es schon stockfinster. So brechen wir auf. Der schnelle Marsch erwärmt. Ununterbrochen rieselte es vom Himmel. Doch ungeachtet dessen ist die Stimmung zuversichtlich. Um 9 Uhr taucht plötzlich eine Stadt vor uns auf. Ich vermute Noirétable. Weit gefehlt! An den ersten Straßen erkenne ich Billom. Vor dem Hospital steht ein Posten. Wir sagen ihm „Salut", er dankt und wir sind vorüber. Auf den spärlich erleuchteten Straßen überall Militär. Unser vieles Gepäck wirkt verdächtig, denn mit argwöhnischen Blicken werden wir gemustert. Da ich aber französisch spreche, beruhigt man sich. Gleich darauf ist auch die Straße nach Didier erreicht. Drei Kilometer hinter der Stadt kurze Pause im Graben. Weither trägt mir der Wind Schritte zu. Scheidt hört nichts. Er ist von Verdun her noch halb taub. Plötzlich erkenne ich, keine 50 Meter vor uns, einen Soldaten mit Gewehr, dem gleich darauf ein zweiter folgte. Scheidt am Handgelenk packend und in den Graben reißend, ist eins. Einige Sekunden später passiert uns der erste Franzose. Dicht hinter uns bleiben beide stehen und lauschen. „Verdammt", murrt der eine, „die haben aber Tempo". Jetzt bin ich darüber nicht mehr im Zweifel, daß man uns erkannt hat. Für heute Nacht sperrt man uns sicher die in Frage kommenden Straßen. Also ins Quartier gehen. Aber wo? Weit und breit nur Weinberge. In einem Winzerhäuschen ohne Dach beziehen wir Stellung. Weinstützen und Unkraut werden herbeigeschleppt. Bald ist eine Schutzhütte improvisiert.

Wieder Regen! Der Tag kommt und will auch nicht zu Ende gehen! Endlich die Nacht! Es ist ein böses Tempo, was wir anschlagen. Kilometer auf Kilometer fällt uns zum Opfer. Die Schweißperlen stehen uns auf der

Stirn, der Körper dampft, doch wir haben das Gebirge nun hinter uns! Die 50 Kilometer Ebene bis zum Forès-Gebirge gilt es nun zu durchqueren. Heute geht ja alles spielend! Der Regen läßt nach, die Orientierung ist leichter, zumal ich die Gegend wie meine Westentasche kenne. Lezoux ist erreicht. Doch wir müssen nun die Straße verlassen, da hier die Gendarmerie auf dem Posten ist, und wir keine Veranlassung haben, die Gefahr geradezu herauszufordern. Wir benutzen die Bahnstrecke Lezoux—Thiers! Keinen Meter haben wir zu verschenken, denn vor Tagesanbruch müssen uns die endlosen Schluchten des Forès-Gebirges in ihre schützenden Arme aufgenommen haben. Bei Pont-Dore geht's über die Dore, ganz wie vor einem Jahr, dicht hinter dem Eisenhammer vorbei, dann rechts ab auf Nebenwegen zu einer Gebirgsstraße. Das Glück lächelt uns heute. Beim Hellwerden stehen wir am Fuße der Berge. Doch ungeachtet dessen klettern wir noch gut zwei Stunden weiter. Schon jetzt liegt die Auvergne 1000 Meter tief zu unsern Füßen! Sehen können wir nichts, da wir in dicken Wolken sitzen! Noch einige hundert Meter und wir haben herrlichsten Sonnenschein zum Ausruhen tagsüber. Nachts, über Saint Remy, wandern wir auf der sich schlangenförmig durch die Berge windenden Straße weiter.

Vor Chabreloche Hundegebell. Gendarmeriepatrouille? — An die Felsen gedrückt, von Gebüsch etwas gedeckt, warten wir. Niemand kommt. Weiter! Da taucht mitten auf der Straße eine Gestalt auf, mit umgehängtem Kape, Kapuze auf dem Kopf! Ist es ein Gendarm? Egal, auf ihn zu! Scheidt springt ins Gebüsch. So pralle ich allein auf den einsamen Wanderer. Soll ich ihn „dupieren"? Das einzige Richtige! Mit der linken Schulter renne ich ihn an. Er fliegt beiseite, ich brülle ihn obendrein noch an: „Herr, wollen Sie mich belästigen?" — „Verzeihung, Verzeihung, ich kann nicht gut sehen", gibt er mir ängstlich zur Antwort. „Dann nehmen Sie sich in acht für die Zukunft", rufe ich ihm nach, um im nächtlichen Dunkel zu verschwinden. Das war ein Spiel mit dem Feuer, nahm dem Mann jedoch den Argwohn und mir eine eventuelle Verfolgung. — Gut 40 Kilometer liegen auch heute wieder hinter uns. Doch der grauende Morgen setzt unserem Weitermarsch für heute ein Ziel. Ein riesiger Tannenwald breitet seine schützenden Zweige über uns aus. Wer kennt den geheimnisvollen Zauber des Waldes bei Tagesanbruch? Wie durch einen Dom schreitet man daher unter den sich majestätisch zum Himmel reckenden Baumriesen. Andächtig lausche ich dem Locken und Krächzen des Waldkauzes. Werde ich ihn bald in den heimatlichen märkischen Wäldern belauschen können? Gelänge mir der Wurf! —

In einer Neukultur strecken wir unsere Glieder. Vom Marsch ermüdet liege ich bald im tiefsten Schlafe, während Scheidt Wache hat. Da er unsere Stellung als gesichert ansieht, legt er sich dann auch nieder. Als ich

nach mehrstündigem, tiefem Schlaf erwache, sind wir gänzlich eingeschneit. Winter! Schwer lastet der Schnee auf den Ästen der jungen Tannen und beugt sie unter der Last. Feuer machen ist gefährlich, auch ist das Holz zu feucht. Ich balle den Schnee zusammen, presse ihn in das Kochgeschirr und halte dieses über eine brennende Kerze. Langsam schmilzt der Schnee. Kondensierte Milch, Zucker und Kakao werden in dem Schneewasser verrührt, doch immer noch eiskalt ist das Getränk. Die Kerze muß herhalten, um diese Mischung etwas zu erwärmen. Zwei Scheiben Brot mit Wurst und Sardinen sind unsere Tagesration. „Sparen und einteilen" müssen wir uns immer und immer wieder sagen, denn der Weg bis zur Schweiz ist noch weit, aber für die Freiheit hungern wir gern. Der kommende Nachtmarsch führt uns durch St. Just-en-Chevalet und Cremeaux. Bei anbrechendem Morgen geht es durch Roanne. Eine windige Sache. Am Kanal entlang, den Rathausplatz zur linken Hand, passieren wir die große und breite Loirebrücke. Düster leuchten die Petroleumlaternen der Parallelbrücke, sich im Wasser der Loire spiegelnd, zu uns herüber. Einzelnen Passanten begegnen wir. Am Brückenkopf prallen wir mit zwei vermummten Kerlen zusammen, genau wie wir schwer bepackt. Die wie wir wissen nicht, wohin man ausbiegen soll. So tänzeln wir erst nach links und dann nach rechts, um endlich links vorbeizukommen. Kein Wort wird gewechselt, nicht einmal das übliche „Pardon". Sie wie wir ahnen, wen man vor sich hat. „Deutsche Ausreißer", raune ich Scheidt ins Ohr. Er ist wohl derselben Meinung wie ich, denn kurz nur nickt er mit dem Kopf. Alles steht auf des Messers Schneide! Zwei Polizisten tauchen deutlich erkennbar vor uns auf, doch erregen wir glücklicherweise nicht ihren Verdacht und ziehen ungehindert weiter. Die Hauptstraße der Vorstadt will kein Ende nehmen. Doch endlich tauchen die Bahnschranken der Hauptstrecke Roanne—St. Etienne—Lyon vor uns auf. Gut 200 Meter vor uns nimmt eine schwarze Gestalt hinter den Baumstämmen Deckung, auf die Bahnsperre zueilend. Meine innere Unruhe läßt mich wohl ganz instinktiv ahnen, daß dieser Mann uns gefährlich werden könnte. Jedenfalls sind wir vorbereitet zu parieren. Längst graut der Tag und immer noch marschieren wir ohne Tagesquartier auf der Straße. Weiter! Weiter! Jeder Moment kann eine entscheidende Wendung bringen. Nur zu gut kenne ich die Gegend. Wald und Berge sind noch über eine Stunde weit, jetzt ist Handeln unsere Losung! 40 Meter vor uns geht der Vermummte durch die Sperre. Laut schlägt die kleine Eisentür wieder zu. Wartet der Kerl auf uns? Richtig! Er bleibt stehen und hell leuchtet die Tresse an seinem Käppi — ein Gendarm. Ich öffne das Sperrtor, Scheidt mir nach! Unser Feind hat die zweite Barriere passiert, hinter welcher er uns die Pistole auf die Brust setzen will, um uns zu verhaften! Zu einfach ist das Exempel, um darauf hineinzufallen. Deshalb brechen wir links heraus, laufen auf der Bahnstrecke

weiter und suchen unser Glück in dieser Unverfrorenheit. Der Streckenwärter muß uns gesehen haben. Er kommt aus seiner Bude heraus und brüllt uns nach, es wäre verboten, dort zu gehen. Kaum mich umwendend, bekommt er als Antwort: „Ferme ta gueule mon petit, tu n'as rien à dire!" Doch lange geht es so auf dem Bahnkörper nicht weiter, da dieser mit der Straße parallel läuft, auf welcher der Gendarm uns folgt. Wir verlassen das Viadukt, laufen auf den Feldern weiter, immer noch Unterkunft suchend, trotzdem es schon heller Tag ist. Nur jetzt nicht die Ruhe verlieren, alles andere findet sich mit der Zeit! Ungefähr einen Kilometer rechtsseits der Schienen und Straße liegt ein Schloß auf bewachsenen Hügeln, von einem Park umgeben. Dort müssen wir hinein. Unser Verfolger hat es anscheinend aufgegeben, uns zu fangen; auch haben wir uns gegenseitig aus den Augen verloren. 20 Minuten später liegen Bahn und Straße hinter uns, der Schloßsee ist umgangen, wir sind über die Schloßmauer gesetzt. Wenn's nur heute klappt! Ich kann mir den Vorwurf nicht ersparen, nicht eher untergekrochen zu sein. Leider ist der Park selbst nur mit hohem Stangenholz bestanden, das uns keine Sicherheit bietet, also wieder über die Mauer zurück in ein anstoßendes Gehölz. Fünfhundert Meter vor uns liegt zu Füßen der Höhe ein Dorf. In den sich an das Gehölz anlehnenden Hang, der mit dichtem Heidekraut bewachsen ist, geht's kriechend hinein. Scheidt muß etwas tiefer als ich, denn einer allein kann sich viel leichter verborgen halten. Kaum 10 Minuten mögen wir hier sein, da höre ich deutlich Stimmen. Ob man uns gesehen hat und jetzt sucht? Ich presse meinen Kopf in den Boden hinein, um die Erregung zu meistern. Einige bange Minuten sind es, dann verschwinden die Bauern wieder, die uns wohl beobachtet haben müssen. Nun fordert auch der Körper sein Recht und bald liege ich in tiefem Schlaf. Nachmittag mag es sein, als ich erwache. Hörbar knurrt der Magen, doch mit einem Riegel Schokolade, etwas Zwieback und Brot wird er befriedigt. Langsam naht der Abend! Die Dämmerung bricht herein. Tagsüber hat ständig ein Bauer hinter uns geackert. Jetzt verbellen uns plötzlich seine beiden Hunde mit stürmendem Hals. Fünf Minuten erträgt man wohl solche Nervenfolter, dann geht's kriechend zu Scheidt, der auch wach in großer Sorge ist. Im letzten Augenblick muß das Lager gewechselt werden und hinein geht es in den Schloßpark, der im Halbdunkel Sicherheit genug bietet. Nur der Flüchtling kennt das nervenaufpeitschende Gekläff der Hunde in der Nacht! Lange bevor man ein Dorf erreicht hat, beginnt ihr wildes Geheul. Einer fängt an, bis zuletzt alle im Chor sich zu überbieten versuchen.

L'Hôpital, der Kopfpunkt der Nationalstraße Lyon, wird durchlaufen und hinein geht's ins Hochland von Bourgogne. Bei St. Just-en-Montagne meldet der Wegweiser zum ersten Male „Département Rhône et Saône!" Das Loire-Departement liegt also hinter uns. St. Cyr und Tarare machen

uns keine Schwierigkeiten; nur lastet der andauernde Regen schwer auf uns, worunter naturgemäß die Stimmung leidet. Jede Nacht gießt es nun schon seit acht Tagen in Strömen. Die kleinen Bewässerungsgräben der Weiden sind zu wilden Bächen geworden, die sich lautrauschend ins Tal ergießen. Scheidt will in der Mitternachtsstunde trinken. Langsam geht's eine Böschung hinunter zu einem Bach, stockfinster die Nacht, kaum, daß man die Hand vor Augen sieht! Ich folge ihm langsam, um ihn beim Schöpfen zu unterstützen. Ein lautes Aufklatschen. Mein Kamerad ist zu weit gegangen und ins Wasser gefallen! Gespensterhaft taucht sein Kopf aus der nassen Flut. Nur mit größter Mühe gelingt es mir, ihn herauszuziehen. Auf der Straße besehen wir uns die Bescherung. Triefend steht der arme Kerl da. Er sagt kein Wort vor Wut und Verzweiflung. Seine Glieder schlottern vor Kälte, bis auf die Haut naß ist man ja ohnehin, wenn man acht Tage im Regen steht und geht, aber nun noch ins Wasser zu fallen, ist der Übel zu viel.

Schwere Gewitter haben sich im Gebirge de Lyonnais gefangen. Es regnet weiter ohne Unterlaß. Prasselnd schlagen die Tropfen auf die Straße. Die alten Bäume ächzen und stöhnen unter dem Druck des Sturmes. Doch jetzt erhebt er sich fast zum Orkan, der uns den Regen ins Gesicht peitscht. Noch zwei Tage so weiter, dann bauen wir ab! Nur trockene Unterkunft kann uns wieder widerstandsfähig machen, also seitlich in die Höhen hinein! Weiter zu laufen wäre Selbstmord. Aus Ginster und Laub ist bald eine Hütte gebaut. Da kommt Scheidt von einer Rekognoszierung zurück und berichtet freudig: Dicht hinter uns sei eine Schlucht, knapp 20 Meter breit, gut gegen den Orkan gedeckt, mitten darin eine kleine Holzbude, scheinbar für Werkzeuge, denn ein aufgestapelter Steinhaufen zeigt, daß hier Steine gebrochen werden. Also hin! Die Schlucht ist völlig überschwemmt! Das Wasser steht und hat keinen Abfluß. Die kleine Hütte ist tatsächlich mit Stielen und Steinhämmern gefüllt. Alte Lumpen hängen an den vier Wänden, ein Sack mit Stroh steht in einer Ecke. Will man sich ausstrecken, so muß man sich quer legen! Der Boden ist naß. Vom Steinhaufen werden Steine genommen und ein Fußboden gebaut, altes Laub, Zweige und Ginster darauf geschichtet und dann Stroh. Ein königliches Lager! Die von Nässe triefenden Kleider werden ausgezogen. Nicht einen trockenen Faden haben wir mehr auf dem Körper. Holzstiele und Hämmer werden in einer Ecke aufgestapelt. Nach zehn Minuten sieht unser „Häuschen" schon recht wohnlich aus. In den zu neuen Diensten gekommenen alten Lumpen sehen wir Wegelagerern weit ähnlicher als deutschen Kriegsgefangenen. Eine alte, von Mäusen zerfressene Sportmütze ziert das lichtgewordene Haupt Scheidts, mich ein schwarzer Schlapphut in den Dimensionen der Trapperhüte. Aus der Versenkung kommt noch eine alte Petroleumkanne zum Vorschein. Sie wird zu unserem „Öfchen" umgebaut. Die Verjüngung und Tülle heraus-

geschnitten, der Boden durchlöchert. War es meine Aufgabe, die Distanzen zu bestimmen und damit der Führer zu sein, so bekommt Küchenchef Scheidt jetzt seine Funktionen. Er war mal als junger Mensch seinen Eltern durchgebrannt. Karl May und die übrige Wild-Westliteratur trieb ihn, sich unter Comanchen, Sioux und Apachen zu versuchen, doch in Bremen war es mit dem Gelde aus. Da ließ er sich kurz entschlossen auf einem Heringslogger anheuern und stach in See. Nachdem ihn der Schiffskoch in die Geheimnisse seiner Kunst eingeweiht hatte, avancierte er bald zum zweiten „Schmor". Die damals gesammelten Erfahrungen stellte er nun in den Dienst der gemeinsamen Sache. Noch heute läuft mir das Wasser im Munde zusammen, wenn ich an seine Diners denke. Nie hat es im Trabach oder Grillroom des Kaiserhofes so glänzend geschmeckt wie damals in der Wasserschlucht des Gebirges de Lyonnais.

Unser kleiner Ofen ging uns nie aus. Doch mußten dafür die Holzstiele alle dran glauben, wie auch die Bretter, die wir vorfanden! Überhaupt war tadellos für uns vorgesorgt, selbst eine kleine Säge war zur Hand, die uns wertvolle Dienste leistete.

In der letzten Nacht hatten wir großes Glück. Beim Passieren eines Städtchens trafen wir einige der für Frankreich so typischen zweirädrigen hohen Karren, mit Kartoffeln hoch beladen, auf der Straße stehend, an. Ungeachtet der bald gefüllten Taschen ging da noch ein halber Sack auf unsern Schultern mit. Diese Kartoffeln ermöglichten uns, sich mal wieder satt zu essen. Vier Tage hat Scheidt sie in der verschiedensten Form gekocht.

Heute war es die erste Nacht, wo wir eng aneinanderliegend ein „menschliches" Unterkommen hatten. Draußen stürmte und regnete es. Es ist doch ein wunderbares Gefühl, das des Geborgenseins. Fünf Tage und vier Nächte gewährte uns diese Hütte Schutz, dann waren unsere Sachen endlich getrocknet und wir konnten ans Aufbrechen denken. Die vom Regen hart gewordenen Stiefel bekamen nach stundenlanger Fettmassage auch wieder Fasson. Zwar hatten Sturm und Regen etwas nachgelassen, doch genügte das Wetter immer noch, uns bald wieder bis auf die Haut zu durchnässen.

In den Morgenstunden ging es auf der Brücke von Villefranche über die Saône. Trotz aller Unbill des Wetters war das Glück mit uns. Noch war alle Hoffnung für ein Durchkommen vorhanden. Da legten sich uns die riesigen Sumpfniederungen des Pay-de-Dombes als fast unüberwindbares Hindernis in den Weg. Sie wurden in dreitägigem Marsch überwunden und mit der nun folgenden Passage der Rhône fand unser Ausharren und Durchhalten unter denkbar ungünstigsten klimatischen Verhältnissen seine Belohnung. Noch einmal entgingen wir berittenen Gendarmen durch schnellste Flucht in den Wald, dann brachten uns die folgenden Nächte ungehindert bis dicht vor Chambéry. Der dieser Stadt vorgelagerte Höhenrücken zeigt große

Ähnlichkeit in Gestalt und Größe mit dem Forès-Gebirge, nur ist er weniger hoch, trägt ab und zu jedoch schon hier alpinen Charakter. Mit äußerster Vorsicht wird Chambéry passiert. In den ersten Gebirgszügen der Hochalpen von Savoyen gilt es, die Kräfte zu schonen, denn die vergangenen Nächte haben durch das Steigen zu viel von diesen gefordert. Scheidt sieht totenblaß aus, so daß ich ihn besorgt bitte, sich zu schonen. Doch seine enorme Energie setzt ihn über alles hinweg. Sein Vertrauen zum Gelingen unserer Flucht ist stark und fest und gibt mir neuen Mut. Einer will dem andern Schweres tragen helfen. Trotz alle dem stimmt uns unsere Lage schweigsam. Längst haben wir erkannt, welche Schwierigkeiten es noch zu überwinden gilt. Annécy kostet unsere ganze Kraft. Doch es ist erreicht.

1200 Meter hoch liegen wir, von Wolken umgeben, in einer Felsspalte. Da bricht sich plötzlich die Sonne majestätisch Bahn, tauchte alles in ihre Glut und gibt uns für das Schwerste, was noch vor uns liegt, Mut. Bis an die Avre müssen wir uns durchkämpfen! Ist sie erst erreicht, dann haben wir gewonnen! Da wird der 28. April uns zum Verhängnis. In dem gewaltigen Höhenmassiv haben wir uns verstiegen, unsichtiges Wetter macht jede Orientierung unmöglich. Anstatt der nordöstlich laufenden beherrschenden Gebirgskette zu folgen, schieben wir uns unter ständigem Klettern nach Süden. Vergeblich suche ich am Tage die Nebel des Sees von Annécy, doch graue, schwere Wolken, wohin man schaut. Hoch in Savoyen kapitulieren wir am nächsten Tage, in den gigantischen Steinmassen hängend, vor der Majestät der Alpen, in der Erkenntnis und angesichts der Tatsachen, vom Ziele abgekommen zu sein.

Alpenjäger holen uns nach einem für alle mehr als gefährlichen Abstieg ins Tal hinab unter der wiederholten Betonung, uns nie gefangen zu haben, wenn wir nicht Hilfe gefordert hätten. In diesen Leuten steckt noch das wahre Alpenblut! Mit welcher Sicherheit sie an den Graten und steilabfallenden Wänden vorbeischritten, flößte uns Bewunderung ein. Sie sind der schönste Menschenschlag, den ich in Frankreich sah. Mittelgroß, stämmig gebaut, machen sie in ihrer blauen Uniform und dem kleidsamen Barett einen famosen Eindruck.

Der Tag unserer Gefangennahme aber wurde mir zu einem der schmerzlichsten meines Lebens. Unsere Energie zwar war nicht gebrochen, nein, aber die physische wie psychische Kraft durch die Ungunst des Wetters gebeugt. Dem Schnee, Eis und Regen volle drei Wochen zu trotzen, war unmöglich, und so mußten wir schließlich erliegen.

Die Rückfahrt geschah etappenweise unter großer Eskorte. Bis Thiers wurde zeitweise die Bahn benutzt, dann ging es durch den Puy-de-Dôme zu Fuß. In Thiers selbst brachte man uns ins Gefängnis. Bis auf das Hemd zog man uns aus, nachdem ein alter Bürofatzke uns Stirn und Nase nach

Bertillonschem Verfahren gemessen, im Verbrecheralbum eingetragen und unsere Bekleidung durchsucht hatte! Trotz aller Vorsicht des Franzosen schmuggelte ich mein Taschenmesser mit durch. Gleich darauf ging's in einen Arbeitsraum. Sieben Verurteilte saßen dort beim Körbe- und Hüteflechten. Bei unserem Eintritt stürzten alle wie wild auf uns mit der Bitte um Tabak. Anfänglich wollte jeder dieser Herren unsere Gunst gewinnen. Unsere deutsche Nationalität spielte für sie dabei absolut keine Rolle, denn solche Kerle haben bekanntlich keine Scham, wenn es Vorteile zu erzielen gibt, doch bald zogen sie sich von uns mit der Erkenntnis zurück, daß es nichts zu fechten gab. Zwei Zigeuner waren unter diesen sieben. Man hatte sie beim Diebstahl erwischt, immerhin eine Seltenheit, solch Gesindel dabei abzufassen, welches doch nur von Raub und Betrug lebt. Einer dieser Lümmel hatte die Frechheit, mich „boche“ zu schimpfen! Als ich ihm Ohrfeigen anbot, kniff der Feigling nach berühmtem Muster und wollte nichts gesagt haben. Das Französisch dieser Gesellen war recht eigentümlich, ein Gemisch von Spanisch, Italienisch und Französisch, beide wollten dazu aus Warschau sein, demnach also polnisches Gelichter, wirklich würdige Vertreter der polnischen Blase, dieser Pestnation unter den Staaten Europas. Als wir am nächsten Tage weitergebracht wurden, hatten wir bis dahin tatsächlich nichts zu essen bekommen. Französische Humanität!

Neue Leiden.

Zwei Tage später Einzug ins Lager. Zum Unglück wurde dieses gerade von dem Korpskommandanten der 13. Région, einem kommandierenden General, in Begleitung des Chefs der Kriegsgefangenen dieser Région, Lieutnant colonel Prieß, besichtigt, denn eine Ärztekommission war für die nächsten Tage angesagt, um Verwundete und Kranke für die Internierung in der Schweiz oder Austausch nach Deutschland zu bestimmen.

Von berittenen Gendarmen eskortiert, machten wir beide vor dem Lager Front. Der General fragte nur kurz, was mit uns wäre und ob wir gar entflohen wären. Auf die Bejahung durch den Kommandanten „Kopfschuß“ stellte er die bekannte Frage des „Warum“, worauf unsererseits die ebenso bekannte Antwort erfolgte, daß es unsere Pflicht sei. „Kopfschuß“ rief mir dann selbst noch kurz zu: „Ah, Korth, je me veux vous rappeler!“ Nach nochmaliger peinlichster Untersuchung wurden alle Bekleidungsstücke, die uns in den kalten Zellen wärmen konnten, abgenommen. Befehl war, nur Hose, Rock, Hemd und Strümpfe.

Bald darauf verschlingt uns eine der stockfinsteren Zellen, auf wie lange wohl? Sechzig Tage doch sicher, denn es ist meine dritte Flucht. Vollkommen gleichgültig ist mir jedoch all das; die Hauptsache ist, eben weiter durchzuhalten,

um dann später unter besseren Verhältnissen den Versuch zu erneuern. Die ersten Tage sind wie immer leicht zu überstehen; nach all den wochenlangen Strapazen und Aufregungen braucht der Körper eine gewisse Ruhe, dann meldet sich erst der Hunger. Unsere Tagesverpflegung besteht aus 150 Gramm Brot und Wasser; warmes Essen tritt an jedem vierten, dem sogenannten guten Tage hinzu. Offiziell erhalten wir 500 Gramm Brot, aber Frankreich führt ja einen grausamen Vernichtungsfeldzug gegen die wehrlosen Kriegsgefangenen! — Tut Deutschland irgeng etwas zur Verbesserung unserer Lage? Oft zweifelt selbst der wahre Deutsche an seinem Vaterland. Hilflos ist man der Willkür der Franzosen preisgegeben.

In den Nebenzellen liegen drei Mann halbtot. Einige sind bereits in den vorangegangenen Tagen ins Hospital geschafft worden. Bei dieser Grausamkeit verliere ich den Glauben an die Menschheit. In Einzelzelle 1 liegt Einjähriger Bach, er ist nur noch ein Skelett, denn 85 Tage cachot liegen hinter ihm, 85 Tage mit 150 Gramm Brot und Wasser! Unmöglich, daß dabei ein Mensch noch lebt! Am fünften Tage läßt man mich zum Waschen heraus. Draußen geht Bach oder vielmehr er torkelt und ist nicht mehr wiederzuerkennen. Keine 70 Pfund wiegt dieser Unglückliche mehr! Französischerseits sagte man, er wäre Spion, deshalb müsse er verrecken, doch als er mir nun schlotternden Ganges entgegenwankt, pralle ich entsetzt zurück. Mit weit aufgerissenen Augen starrt er mich überirdisch an; diesem Anblick bin ich seelisch wie überhaupt nicht gewachsen!

125 Tage hat er ohne Unterbrechung abgesessen, dann ließ man ihn aus Mangel an Beweisen frei. Als Erholung und Kompensation für seine Leiden wurde er in den Steinbruch Chambonnet geschickt, wo er von morgens 6 bis abends 7 Uhr schwerste Arbeit verrichten mußte! So also sieht die Humanität und das Gerechtigkeitsgefühl der „großen Nation" aus! Sie ist nichts weiter als eine Bande hinterlistiger, feiger Meuchelmörder; das sollte man in alle Welt hinausrufen!

Ich selbst widerstand bis zum vierzehnten Tage ohne besondere Beschwerden, Scheidt litt allerdings furchtbar; er sah jetzt schon wie der leibhaftige Tod aus, doch tapfer hielt er durch. Geklagt hat er nie; das war mir ein Zeichen seiner Mannhaftigkeit!

Am vierzehnten Tage durchschnitt ich die Decke, wodurch wir Verbindung mit dem oberen Schlafraum hatten. Eine dichte Balkendecke, nur mit Bohlen abgedeckt, lag über unserer Zelle. Von einem der querliegenden Balken schnitten wir einen breiten Kerb heraus und befestigten ein kleines Deckbrett auf das auf den Kerb mündende Loch. Fähnrich Horst übernahm aus Freundschaft und in Anbetracht seiner Zellenverpflegung durch mich nun diese. Die Verbindung selbst wurde folgendermaßen hergestellt: Von oben einmaliges Klopfzeichen, war die Luft rein, so arbeitet unsere Zelle derart in

die Hand, daß einer das Tinette auf die Pritsche hebt, ein zweiter dieses festhält und ich als längster heraufsteige. Zweimaliges Klopfen gilt als Zeichen der reinen Luft, die Klappe wird zurückgezogen, ein Kochgeschirr unter den Balken gehalten, worauf von oben gegossen wird; zwar läuft die Suppe am Balken herunter, doch was macht das! Oft teile ich mit drei bis vier Kameraden mein Kochgeschirr. Neuerdings hat sich unter den Gefangenen eine Organisation zum Essensammeln für uns gebildet. Leider ist unsere Zelle die einzige, die Verbindung hat. Oft bekommen wir jetzt eine volle Gamelle Suppe zu Mittag und zu Abend. Das hat zur Folge, daß an mir keine Spur all der überstandenen Strapazen mit anschließender Hungerkur zu entdecken ist, ganz im Gegensatz zum vergangenen Jahr. Auch den Franzosen scheint es aufgefallen zu sein, denn sie beobachten heimlich unsere Zelle. Jeden Abend sucht man sie ab, doch man findet nichts. Alles Essen, auch das Geringste, wird nach Empfang sofort verschlungen.

Eines Mittags meldet Horst, die Schweizer Ärztekommission käme, zu welcher auch ich befohlen wäre. Nachmittags geht's nach Gerzat. Man nimmt mich nicht an, denn der Kommandant protestiert heftig gegen jede Untersuchung von seiten der Schweizer mit der Begründung, daß einer, der 400 Kilometer zu Fuß machen könne, nicht krank wäre. Der Schweizer gibt ihm recht und verabschiedet mich, der ich erfolglos gegen die Beeinflussung von seiten des „Kopfschuß" protestiere!

Am Abend lauschen wir den Abschiedsliedern der glücklichen Kameraden, die für die Heimat bestimmt worden sind. Es ist zum Verzweifeln. Wie wunderschön wäre es gewesen, wenn man durchgekommen wäre oder jetzt dabei sein könnte. Morgen fährt mein Freund Dr. Welter in die Schweiz, derselbe Welter, mit dem du Architektur, ja Kunst überhaupt gefachsimpelt hast, sage ich mir!

Nicht zu begreifen ist mein Schicksal, ich mußte hier bleiben, weiterhin ein Spielball in den Händen der Franzosen.

Eine Woche später verspricht mir der „Kopfschuß" Minenarbeit in Chambonnet, recht nette Aussichten für die Zukunft. Anfangs Juni bin ich frei und werde, wie es heißt, aus Repressalie für die dritte Flucht ins Bitume geschickt. Fabrik, Steinbruch und Kiesgrube. Nicht schlecht, denke ich mir, jedenfalls direkt an der Bahn Clermont—Lyon gelegen. Mit der Zeit wird sich dort sicher mal günstige Gelegenheit zum „Aushaken" bieten.

Sonntags nachmittag Empfang im Bitume. Mein Freund, Feldwebel Stöber, der Togoer Askari-Kommandant, und Oberjäger Weck sind mir alte Freunde. Sie beide entschädigen mich reichlich für alles andere.

Jetzt heißt es arbeiten. Am Montag um 6 Uhr in die Fabrik. Fabrikarbeiter! Das ist heutzutage ein lohnender Beruf, als „boche" läßt man jedoch dabei nur seine Knochen. 20 Centimes pro Tag Verdienst, dazu

30 Centimes Prämie, vorausgesetzt, daß man gut arbeitet, andernfalls Abzug derselben. 50 Centimes Tagesverdienst in summa summarum und 2 Franken aus der eigenen Tasche drauflegend, nur um bestehen zu können! Die Arbeit ist schwer. Am ersten Tag drehe ich die große Eisenscheibe einer Asphaltsteinpresse; davon ist mir abends der rechte Arm wie tot, doch am zweiten Tag wird es besser gehen, denke ich bei mir. Einen Eisenbahnwaggon mit Kohlen abladen, dann Teerbrote auf Loren karren und auf die Großbahn verladen und der zweite Tag geht zu Ende. Die Heizkessel der Teeröfen finden mein ungeteiltes Interesse. Heizer ist keine üble Sache! Auch das wird versucht!

Von 4—5 Uhr Hochbetrieb. In der Teergießhalle werden Teerbrote gegossen. Aus Eimern wird der den Öfen entnommene Teer in die auf Brettern liegenden Eisenformen gegossen. 120 dieser 70 Pfund schweren Eimer muß jeder Mann in einer Stunde getragen haben. Eine gewaltige Arbeit! Ich bewundere, wie leicht unsere Leute die Arbeit bewältigen. In elegantem Schwung gießen sie den Teer oft noch drei Meter von der Form entfernt aus, ohne diese zu verfehlen. Mir wird es sauer, aber keiner soll das merken. Alles ist nur Gewohnheit. In einigen Tagen werde ich's genau so machen, sage ich mir, und wenn ich wieder Vorräte habe, dann gehe ich wieder auf Reisen.

Der nächste Tag beschert mir die Stempelplatte; mit dieser muß ich die heiße Teermasse markieren. Bald entwickelte ich darin große Routine und stempele so tief, daß der Teer über die Form fließt. Der Obermeister sieht sich das ruhig mit an; er bildet sich wohl ein, so würde es in Deutschland gemacht und schweigt lieber, als sich zu blamieren. Kuriose Kerle, die Franzosen! Sie verstehen nichts weiter, als ihren sogenannten Pinard zu trinken und Frauen die Cour zu schneiden; mehr haben sie nicht gelernt. Aus dem X macht der Gefangene ihnen ein U und der Franzose glaubt's.

Mittlerweile spinne ich meine Kreise; Kompaß, Karte und Zivilanzug stellen mir Kameraden uneigennützig zur Verfügung und dankend nehme ich an. Acht Tage erst bin ich dort, da wirft mich plötzlich schweres Fieber nieder. Der Arzt konstatiert Nierenentzündung und ordnet Überführung ins Hospital an. Villom, Lazarett für „boches" soll mich wieder in seinen Mauern sehen. Der „Pferdearzt" ist fort und ein neuer Geist scheint dort zu wehen. Nur der Verwaltungsoffizier, ein Ignorant von A bis Z, der vor Aufgeblasenheit fast platzt, ist noch da. 40,5° Fiebertemperatur wird gemessen; trotzdem wagt der Mann zu fragen, ob ich flüchten will. Die Wache wird informiert, der Wachsergeant besucht mich, der ich im Bett liege, und — man sollte es doch nicht für möglich halten — läßt einen Doppelposten aufziehen! Den Kameraden, von denen mich viele kennen, macht das augenscheinlich großen Spaß, doch ist mir das alles im Moment gleichgültig. Wilde Fieberphantasien beunruhigen und schwächen mich. Nach vierzehn Tagen kann ich zum ersten

Male aufstehen, denn der Gedanke an eine Heimkehr durch glückliche Flucht beherrscht schon wieder mein Inneres und gibt mir neue Kraft. Die Ruhe, so glaube ich konstatieren zu können, bekommt mir nicht. Sollte alles das die Reaktion der wochenlangen Anstrengungen und Aufregungen sein?

Da packt mich zum zweiten Male das Fieber. Das Nachlassen der Energie ist ein schlechtes Zeichen für mich, wirkt beunruhigend und nimmt mir jede Sammlung. Meinem Wunsch auf Entlassung ins Lager wird stattgegeben.

Acht Tage bin ich in Chagnat, da wirft mich ein Rückfall mit doppelter Gewalt nieder. Im D-Zug geht's ins Nervenspital Hauptstation Moulins an der Allier, und dort erkennt der dirigierende Arzt sofort meinen wahren Zustand. Diagnose: Nervenzerrüttung, Entscheidung: Internierung in der Schweiz!

Über die Behandlung dort ein einziges abfälliges Wort zu äußern, wäre Verleumdung. Turmhoch stand die Behandlung dort über allem, was ich je in Frankreich gesehen habe. Der dirigierende Arzt hatte in Würzburg studiert und dort deutsche Art und Sitte kennen gelernt. Den Dank, den er unserm deutschen Vaterlande schuldet, hat er reichlich an den wenigen schwerleidenden deutschen Kameraden abgetragen; ihm zur Ehre sei das gesagt. Er war der zweite Franzose, den ich traf, der Mensch war.

Mit noch drei Kameraden bildeten wir eine Familie. Trotz allen Leides war es meine schönste Zeit in dem endlosen Gefangensein der drei Jahre.

Einer Episode in Moulins entsinne ich mich deutlich, da sie zu einem gefährlichen Zusammenprall mit den Franzosen führte. Außer uns vier Deutschen war ein deutscher Hauptmann Arndt, J.-R. 40, welcher im Mai 1918 erst in Gefangenschaft geraten war, in Behandlung. Allerseits wurde dieser, eine hohe, eindrucksvolle, militärische Erscheinung, geschmückt mit höchsten Kriegsorden, bestaunt. Bei uns hieß er nach Soldatenbrauch kurz „unser Alter".

Unser Alter war ein prächtiger Mensch, oft, wenn er unter uns auf unserm Zimmer saß, wurde von der Heimat erzählt, zuweilen gab er mal wieder einen Spaß aus seinem Lager Roche-Arnaud (La haute Loire) zum besten, wo er Lagerkommandant war, oder er erzählte Schwänke aus seiner jüngsten Leutnantszeit.

Bei unserm Mittagsspaziergang im Garten suchte uns immer und immer wieder ein französischer Geistlicher auf, der im Hospital die Rolle eines Lampenputzers und Laufjungen spielte, um zu politisieren. Übrigens habe ich viele Geistliche in Frankreich, als einfache Militärs in dreckigen und speckigen Uniformen steckend, untergeordnete Dienste verrichten sehen. In der Tat — würdig der großen Nation! —

Dieser Herr, wohlbeleibt und rotbäckig, verfolgte uns, wie bereits ge-

sagt, auf Schritt und Tritt. Eines Tages sitzen wir, der Hauptmann und ich, am Hauptportal des Hospitals; da erscheint plötzlich wieder unser Gönner auf der Bildfläche, um seiner Gewohnheit gemäß mit uns Politik zu treiben. Fochs Siegeszug natürlich ist es, mit dem er uns zu beglücken hofft. „Mein Herr Pfarrer, warten Sie bitte ab, bis Ihre Truppen an der Hindenburg-Linie stehen! Sind die Unseren nur halb so wie 1914, 15 und 16, dann rennen sie sich mit all ihren Verbündeten — vom Amerikaner bis zum Neger-Franzosen — den Schädel ein, warten wir also ab!" So gebe ich ihm ruhig zur Antwort. Das Wort „Hindenburg-Linie" hat nun schon seit dem Rückzug Anfang 1917 etwas so überaus Gewaltiges und Unübersteigbares, daß es jeden Franzosen aus seiner Ruhe bringt. So wird unser Heißsporn trotz Foch und Alliiertenhorden immer wilder und hitziger und verliert dabei die Ruhe. Damit habe ich Oberwasser. Unser Alter fällt nun auch mit ein und bringt den „Politiker" vollends aus der Fassung, da Hieb auf Hieb sitzt. Jetzt muß das arme Rußland herhalten; der „Rouleur-Compresseur" hat nicht etwa versagt, geschweige, daß er durch die größere Tapferkeit der deutschen Armeen geschlagen wurde, nein, im Gegenteil, er hat Verrat geübt, schnöden Verrat an der großen Nation.

Ich entgegne kurz, daß mir, der ich anfänglich auch im Osten gestanden habe, unklar wäre, weshalb die Russen dann vier Millionen Tote für „diesen" Verrat geopfert hätten.

60—80 Franzosen bilden bereits einen Kreis um uns und folgen gespannt der auf Französisch geführten Diskussion, da mischt sich einer der Ihren in die Unterhaltung, und zwar in so temperamentvoller Art, daß sich nichts Gutes vorausahnen läßt. Mit größter Ruhe, rein äußerlich natürlich, innerlich kocht es bei mir, frage ich, wer ihn um seine Meinung gebeten hätte, ich doch sicherlich nicht. Das ist zu viel des Guten. Der Mensch verliert den Kopf in maßloser Wut und beschimpft Deutschland und uns. Unser Alter hat mittlerweile seine „Propagandarede" über Kriegsursachen und Kriegsbeginn beendet, da springt plötzlich ein französischer Offizier hinter dem Gebüsch hervor, laut die deutschen Worte stammelnd: „Herr Hauptmann, Herr Hauptmann, so dürfen Sie hier nicht sprechen, Sie sind in Frankreich, verstehen Sie, in Frankreich!" Und dann zu den Zuhörern gewendet und auf uns deutend: „Ihr da, ich habe es an der Front gesehen, ihr seid Plünderer, Räuber, Brandstifter und Mörder, ihr habt alles vernichtet und verwüstet."

Hauptmann Arndt nimmt in würdiger Art gegen diesen Herrn Kapitän — er hat drei goldene Tressen an seinem verbeulten Käppi — Stellung. Als dieser nun die den Wortkampf ruhig mit anhörenden Soldaten fortjagt, ruft ein Poilu aus der Menge: „Embusqué — ferme ta gueule!" Bezeichnend für Frankreich, denke ich mir, entschlossen, als letzter meinen Platz zu verlassen.

Als unser Hauptmann dann abends in gerechter Empörung sich höheren Ortes über die Pöbeleien des Kapitäns beschwerte, sagte man ihm seelensvergnügt: „Ah, der mit der verbogenen Kappe, der ist ja verrückt, dem dürfen Sie nichts übelnehmen. Doch soll er sich entschuldigen."

Unserer Gewohnheit gemäß machen wir am nächsten Tage den üblichen Nachmittagsspaziergang, da kommt unser Kapitän mit Riesenschritten angesaust, hundert Meter vor uns ruft er laut: „Herr Hauptmann, Herr Hauptmann, sind Sie jetzt ruhig? Sind Sie jetzt ruhig? Dabei fuchtelt er mit einem Knüttel wie ein Besessener in der Luft herum. Bei uns angekommen, noch außer Atem, behauptet er erregt, nichts gesagt zu haben. Es wird mir schwer, dazu zu schweigen. „Na nu, erlauben Sie mal", ist, glaube ich, das Einzige, was unser Alter erwidern konnte. Bei dem Redefluß dieses nervösen, wild erregten Franzosen war ein längeres Zuwortekommen unmöglich. Plötzlich sprang er ohne Zusammenhang zu etwas ganz fern Liegendem über. „Sagen Sie mal, Herr Hauptmann, Sie sind doch verheiratet? Haben Sie Kinder?" Und in gleichem Atemzug fragt er nach dem Preis der schönen gelben Reiterstiefeln, die der Hauptmann trägt. Nur schwer gelingt es uns, ernst zu bleiben. Endlich sind wir ihn los. „Kuriose Marke" gestattete ich mir zu sagen, und unser Alter antwortet knapp aber treffend: „Ein verrückter Kerl; ich dachte, der schlägt uns mit dem Knüttel über den Schädel." Abends im Bett konnte ich mir mal wieder sagen: „Auch das war eine Episode."

Täglich sahen wir den Kapitän, der das Erbe des Geistlichen antrat, um uns auf Schritt und Tritt zu verfolgen. Einmal, als er mich allein traf, begann er noch zwanzig Meter vor mir auf deutsch zu singen: „Wer will unter die Soldaten, der muß haben ein Gewehr, das muß er mit Pulver laden und mit einer Kugel schwer!"

Dabei ernst zu bleiben war mir nicht möglich. Ich machte ihm ein Kompliment und verschwand unter dem Vorwand von Magenschmerzen. Zuletzt noch hatten wir, Hauptmann Arndt und ich, mit ihm ein erregtes Wortduell über die Stammeszugehörigkeit der Elsaß-Lothringer zu Deutschland. Bis zur Teilung des heiligen römischen Reiches deutscher Nation unter die Söhne Karls des Großen griff ich, um ihn zu überzeugen, zurück. Diesem Mann mußte der Neider lassen, daß er über eine hohe wissenschaftliche Bildung verfügte, selbst mit Homers Ilias begrüßte und beglückte er mich eines Tages. Archäologischen und Architekturfragen stand er nicht fremd gegenüber, außerdem war er äußerst sprachkundig. Trotzdem war er wie all die andern Franzosen. Uns gegenüber zeigte er sich höflich, verwünschte uns aber hinterrücks als „boches", wie mir gelegentlich hinterbracht wurde. Sein Name war Karl, er hatte elsässisches Blut, seine Intelligenz war deutsch, der Charakter französisch.

Der Waffenstillstand.

Als ich in den ersten Tagen des November 1918 ins Lager zurückfuhr, erschien mir alles im rosigsten Lichte, sollte doch meine Internierung in der Schweiz zur Wirklichkeit werden. Ein Gespenst zog jedoch plötzlich am politischen Himmel der beiden riesigen Kämpfergruppen auf: die Revolution.

In Frankreich stand der Generalstreik der Kriegs-Industrie und der Eisenbahn im vergrößerten Maße wie 1917 bevor und fand bereits seine Resonanz in der Armee. Schon erlahmte der wilde Vormarsch der weiß-schwarzen Armee Fochs; schon türmten sich dort technische Schwierigkeiten bergehoch, schon erlahmte die Titanenfaust eines Clemenceau, die Durchhalten und Endsieg an die Fahnen der Alliierten geschrieben hatte, da ermordete meuchlings ein tödlicher Dolchstoß der deutschen Heimat und der bereits revolutionär verseuchten Etappe die glorreichen deutschen Armeen. Wild brauste der Jubel über die blutgetränkten Gefilde Frankreichs. Der Gang nach Compiègne machte das Maß des Unglücks voll und zerschlug des deutschen Kaisertumes Herrlichkeit. Zwei Gefühle kämpfen in unserer Brust gegeneinander. Die Freude auf baldige Heimkehr und das furchtbare Wehgefühl des nationalen Unterganges. Nur die politisch Unwissenden schworen auf Wilson und seine 14 Punkte. Mir galt es als eine Utopie. Die Wilsonschen von Lansing redigierten Noten trugen von jeher einen offensichtlich franzosenfreundlichen Charakter und ihre Tendenz war darauf gerichtet, den deutschen Geist im Hinterland zu untergraben, aber Ausharren und Unverzagtheit dem französischen aufzuoktroieren. Dem gegenüber kroch Frankreich vor der Neuen Welt hündisch auf Knien, feierte Lafayette und wieder Lafayette und eroberte so die Herzen Amerikas. Frankreich, von jeher der Liebling der Welt, gewann die größte Schlacht des Krieges, und Deutschland sah diesem Treiben mit unverständlicher Gleichgültigkeit zu. Der Mann an der Spitze des deutschen Propagandaamtes schien zu schlafen. Die Neutralen schwammen im französischen und englischen Golde und alles arbeitete für den Sieg der Alliierten. Selbst der deutsche Reichstag mit der unglückseligen Friedensresolution 1917 hielt dem Endsieg unserer Feinde den Steigbügel. Die Früchte der siegreichen Doppelschlacht an der Aisne und in der Champagne 1917 wurden der Heeresleitung dadurch entrissen und die durch die Niederlage der Franzosen in Frankreich schon ohnehin gedrückte Stimmung wieder aufgerichtet. Klarer denn je war es für jeden Franzosen, daß der „boche" erledigt wäre. Vierzehn Tage vorher hatte Amerika uns nach monatelangem Drohen den Krieg, den man längst bereits beschlossen hatte, erklärt. Wir sahen drüben in der Kriegsgefangenschaft scheinbar klarer wie in Deutschland, denn ohne Unterbrechung füllten sich die Magazine unserer Feinde mit unermeßlichem amerikanischem Kriegsmaterial. War mit dem einfachen Mann als kämpfenden Soldaten

auch nicht so sehr zu rechnen, da ihm jede Kriegserfahrung und Ausbildung fehlte, so hätte die deutsche Reichs- und Heeresleitung unbedingt dem Materialzuwachs Rechnung tragen müssen. Wohl verschärfte der unbeschränkte U-Bootkrieg die wirtschaftliche Lage des Gegners, doch reichte er nicht bis zum völligen Erfolg. Deutschland mußte in der nun verstärkt einsetzenden Materialschlacht unbedingt unterliegen, wenn ihm nicht der Gott Mars in einem militärisch erkämpften baldigen Ende gnädig war. Zwar schien bei den Kämpfen um den Chemin-des-Dames die ausbrechende französische Revolution das Schicksal unserer haßerfüllten Erzfeinde zu besiegeln, da griff Clémenceau ein und wurde zum Retter seines Volkes. Die bereits meuternden und auf Paris marschierenden Divisionen wurden aufgehalten und es gelang der Regierung gleichfalls, die streikenden Fabrikarbeiter im Industriebecken von St. Etienne wieder an die Drehbänke zurückzubringen, die Eisenbahn zu mobilisieren und die Materialbeschaffung damit zu sichern. Noch einmal wendete sich das Blatt des Kriegsglücks zu unsern Gunsten. Rußland war zusammengebrochen und in Italien brachte uns die Isonzo-Schlacht, die am 24. Oktober von Tolmein ausging, große Erfolge. Wir Kriegsgefangenen jubelten laut, aber der Schatten, den die riesenhaften Vorbereitungen Amerikas zu uns herüberwarf, trübte uns die Freude und ließ uns nicht frei werden. Frankreich scharte sich jetzt geschlossen wie ein Mann um die blau-weiß-rote Trikolore und stolz sagte man mir, der ich jetzt von dem baldigen Siege unserer Waffen zu reden wagte, daß wir diesen, selbst wenn wir bis an die Küste des Atlantischen Ozeans marschieren würden, nicht erringen könnten, ehe wir nicht das letzte werdende Kind im Mutterleib ermordet hätten. Die Antwort war Beweis genug für den neu belebten Siegeswillen, der Frankreich beseelte und die Weiterführung des Krieges bis zu unserm Zusammenbruch als unbedingte Notwendigkeit erachtete. Das Frühjahr 1918 sah die Amerikaner bereits in großen Massen in Frankreich. Bei Dijon wuchs eine Stadt aus dem Erdboden heraus. Sämtliche Truppenübungsplätze wurden mit Amerikanern belegt; alles wurde von den Männern der neuen Welt ins Gigantische übertragen und derartigen Dimensionen waren wir nicht mehr gewachsen. Neuankommende Truppenkontingente bezogen die Truppenlager und eine atemraubende Beklemmung angesichts dieser Verstärkungen legte sich mir auf die Brust. Ich kam zu der Überzeugung, daß nur eine sofortige Schlacht, die mit letzter Kraft von Belfort bis Ostende entwickelt würde, uns retten könnte. Am 21. März setzte die durch Ludendorff aufgenommene Entscheidungsschlacht von Arras bis La Fère ein. Einige feindliche Armeen lagen zerschmettert am Boden und Deutschland stand bereits wieder an der Marne. Die Unruhe in Frankreich begann zu wachsen und bedenkenlos warf Amerika seine ersten Truppen ins Gefecht, doch der Juli brachte uns den Beginn der Tragödie. Angreifer und Verteidiger wechselten die Rollen, doch

Frankreich war erschöpft. Langsam kämpfend zog sich das deutsche Heer zurück und Schritt für Schritt folgte argwöhnisch Foch. Im Oktober stieg die Spannung zur Siedehitze. Der Franzose im Hinterland war kriegsmüde geworden. Amerika konnte in bezug auf die Volksernährung infolge von Schiffsraummangel Frankreich gegenüber nicht halten, was es versprochen hatte, ohne dabei die Armee zu gefährden. Tage trennten uns nur noch vor dem Erlahmen der Alliierten, da erbat Deutschland Waffenstillstand. Die Alliierten schauten sich verdutzt an. Die ganze Welt war sprachlos. Wir waren besiegt. Von dieser Stunde an begann ein Martyrium ohne Beispiel für uns Gefangene. Der Berner Akkord, der uns bis dahin schützte, wurde aufgehoben: wir waren vogelfrei.

An Flucht konnte ich nicht denken, mein Körper hatte gelitten und die Widerstandsfähigkeit war geschwächt. Also warten, bis die „grande nation" die „vom deutschen Kriegsgefangenen zum europäischen Sklaven" Degradierten mit dem Freischein beglückte, oder auf Wilson bauen? Das wäre eine Utopie! Verloren?!

In dieser Zeit richtete eine Grippeepidemie in den Reihen der Gefangenen Verheerung ohnegleichen an. Oberleutnant Jaubert, unser Kommandant, hatte beim Ausbruch dieser Krankheit im Oktober unsere Kranken mit 39—40° Fieber zur Arbeit gejagt, was den Tod manches der Unseren herbeiführte. Da warf auch ihn die Grippe aufs Krankenbett. Ende November verschied er in Clermont-Ferrand unter furchtbaren Qualen, da glaubte ich fast an höhere Fügung! Eine große Gerechtigkeit war der Tod dieses furchtbaren Mannes, Tausende von Gefangenen atmeten erleichtert auf. Ich selbst habe zwar nie einem Menschen den Tod gewünscht, bei dem „Kopfschuß" jedoch freute ich mich aus tiefstem Herzen darüber, denn was für unsagbares Elend und Leid wurde durch seinen Tod von uns abgewendet. Er war der Schöpfer von Chambonnet, dem traurigsten Gefangenlager Frankreichs.

In der Hölle Chambonnet.

1200 Meter hoch über der sonnigen Auvergne liegt eingebettet in eine tiefe Schlucht, umgeben von den jahrtausendealten Lavamassen der Kraterkette des Puy-de-Dôme, das Lager Chambonnet.

150 abgezehrte, verbrauchte Kriegsgefangene des Lagers Gerzat-Chagnat führen dort ihr trauriges Dasein, weit mehr vegetierend, als daß sie leben. Viele von ihnen sind alte Ausreißer, die man nach Wiederergreifung dort zur Strafe auf „Nummer Sicher" gesetzt hat. Aus diesem Labyrinth von Gesteinmassen ist eine Flucht fast unmöglich, zumal die Bewachung überaus scharf ist. Trotzdem gelingt es unseren Besten, den Franzosen auch hier die Fersen zu zeigen.

Der Chef des Kantonnements ist „der Gendarm von Bellegarde", schlechtweg so genannt nach einem Steinbruch bei St. Etienne, der ihm insbesondere untersteht. Es ist ein großer, fast hünenhafter, breitschultrig gebauter Mensch mit nicht unbedingt brutalem Aussehen. Sicher jedoch ist er der gegebene Mann, der „die boches zähmt", wie es dort drüben heißt. In Bellegarde sind einige Kameraden von ihm niedergeschossen worden, denn er geht rücksichtslos über Leichen, um seinen Willen durchzusetzen. Sein Strafregister ist ein gewaltiges. In Bellegarde rückt mittags das Kommando vom Arbeitsplatz ein. Beim Abrücken meldet sich ein gewisser Lentz, L.-G.-R. Nr. 7, krank, was natürlich von ihm nicht anerkannt wird. „Sie sind nicht krank, sondern Sie wollen nicht arbeiten", ist die Antwort des „Bullen", wie allgemein dieser Gendarm von Bellegarde noch genannt wird, „ich werde Sie kurieren!" Ins Büro gehen und die Pistole holen ist eins. „Wollen Sie arbeiten?" — „Ja, ich will, aber ich kann nicht." — „Ich frage Sie zum zweitenmal, ob Sie arbeiten wollen?" — „Ja, aber ich kann doch nicht, ich habe schweres Fieber. Ich kann mich selbst kaum auf den Beinen halten." — „Zum drittenmal frage ich Sie also, wollen Sie arbeiten?" — „Ja, ich will Chef, aber ich kann . . ."

Bei „kann" senkt der Gendarm die Pistole und gibt Feuer. Die Kugel durchschlägt direkt oberhalb des Herzens den Körper und Lentz bricht schwer verwundet zusammen! Ein Arzt ist bald zur Stelle, Lentz kommt mit angelegtem Notverband nach Lyon ins Lazarett. Der Gendarm selbst geht stolz wie ein Sieger durch die Schlafräume, bedroht die anwesenden P. G. und bedauert lebhaft immer und immer wieder, daß sein Opfer nicht tot wäre. Gesetzliche Belohnung für den Tod eines „boche" ist ja bei der „grande nation" 50 Franken und 14 Tage Urlaub! Dies war jedenfalls in Chagnat der Fall, denn die Posten erzählten es selbst.

Im Prison, das ständig überfüllt ist, schießt er einen Landwehrmann Organista, L.-J.-R. 39, zusammen. Dadurch hat er bereits 4 Mann Abgang, wofür ihm das Stammlager Ersatz stellen muß. Unteroffiziere Groß und Mehl, Musch und Spielmann sind die Unglücklichen, die man als solche dorthin kommandiert, aber wir im Lager wissen nur zu genau, daß diese vor nichts zurückschrecken. Und richtig, alle vier nehmen den Kampf gegen den „Bullen" auf, trotzdem sie wissen, daß es auf Leben und Tod geht.

Montag morgen zur Arbeit! Am Steinbohrer ist schweres Schaffen und hierzu steht die Ernährung in keinem Verhältnis. Alle vier Kameraden sagen sich: lieber ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende. Mittags beim Antreten zum Abrücken fordern sie Rücktransport ins Lager, da bei dieser Verpflegung kein Mensch arbeiten könne. Der Gendarm ist sprachlos, denn das hat noch keiner gewagt. Natürlich sind es nur diese vier, die ihre Forderung stellen. Zwar wollten die Alten anfänglich auch, doch bei der

ersten energischen Aufforderung seitens des Chefs stürzte alles zum Antreten nach draußen. Groß und seine Freunde bleiben zurück. Der Gendarm geht ins Büro, um seine Pistole zu holen. Er scheint jedoch instinktmäßig zu fühlen, daß es ihm ans Leben ginge, falls er schießen würde. Alle halten die Hände in den Taschen; der „Bulle" weiß, daß der blanke Stahl des Messers in den Händen der vier ihm ins Herz dringen würde, falls er offensiv vorginge. „Sollen wir sterben, soll der Schurke mit", haben sich unsere Leute geschworen und einer darf sich auf den anderen verlassen. Aber der Gendarm greift zu einem anderen Mittel. Er liest die Verfügung des Unterstaatssekretärs am Quai d'Orsay Ignaz vor, wofür jeder Gefangene, der die Arbeit verweigert, mit Zuchthaus nicht unter fünf Jahren bestraft wird unter gleichzeitiger Deportation nach Avignon-sur-Rhône. Tausendmal lieber ins Zuchthaus als hier langsam zugrunde gehen, so sagen sich unsere Leute. Der Endeffekt ist vorläufig Arrest, während der Sergeant überzeugt ist, die Widerstrebenden durch Hunger zum Nachgeben zu zwingen, um dadurch für wiederkehrende Fälle ein Exempel zu statuieren.

Fünf Tage läßt er die Unglücklichen deshalb ohne Wasser und Brot! Alle vier leiden schwer, aber der Unteroffizier Groß ist nicht der Mann, ein Ziel, welches er sich gesteckt hat, aufzugeben; er rät zum Durchhalten. Am sechsten Tage gibt es Wasser, nur Wasser! Einen Trinkbecher jeder Mann, Mehl weint vor Schwäche, ist scheinbar fertig. Der neunte Tag bringt die Entscheidung, Musch und Spielmann liegen ohne Besinnung, letzterer bereits seit vier Stunden! Groß rutscht auf den Knien an die Tür und poltert dagegen! Der Gendarm kommt und glaubt die zwei schon tot. Da schlägt dem Mordgesellen das Gewissen. Er fürchtet, seine Autorität selbst über das in Frankreich übliche Maß ausgedehnt zu haben, darf er doch selbst nur mit vier Tagen bestrafen, höhere Strafen kommen dann vom Kommandanten selbst. Die Wachmannschaft muß die vier Mann nach oben tragen! Neun Tage waren sie ohne Essen, infolgedessen sind sie kaum noch zu erkennen. Den beiden Besinnungslosen sind bereits die Lippen blau angelaufen, und erst nach stundenlangen Wiederbelebungsversuchen gelingt es, die Ärmsten ganz ins Leben zurückzurufen. Verständnislos starren sie umher, ohne sich den Zusammenhang mit den Dingen erklären zu können. Zehn Tage dürfen sie sich nun pflegen, dann müssen sie wieder in die Zelle, bis die Entscheidung vom Lagerkommandanten kommt. Von jetzt ab gibt man ihnen täglich Wasser und Brot.

Drei Tage später öffnet sich die Zellentür des ihnen fast zum Hungertode gewordenen Verließes und zurück geht es aufs Lager.

Dieses sind so einige Beispiele französischer Roheit! Während Bellegarde alles im kleinen sah, konnte man all die Grausamkeiten dieses Vertreters der „Gendarmerie nationale" in Chambonnet in vergrößertem

Maße sehen. Hier war er nun freiherrschender Despot. Seine erste Tat war die Verlängerung der Arbeitszeit unter gleichzeitiger Verminderung der Lebensmittelration. Wecken war um vier, Abmarsch zum Arbeitsplatz um ½6 Uhr. Von 6 bis 12 ohne Pause durcharbeiten, 12 bis 2 Mittag, von welcher Zeit je eine halbe Stunde für den Hin- und Zurückmarsch abging. 2 bis 4 und 4¼ bis 7 Uhr wieder Arbeit. Oft wird erst um 8 Uhr abends eingerückt. Nach der Abendsuppe, in welcher die Kartoffelschalen mitgekocht werden, Kartoffelschälen. Um 10½ darf man sich dann endlich erschöpft schlafen legen. Jeder Frohsinn ist erstorben, kein Lachen hört man mehr, selbst die Lustigsten scheinen verstummt zu sein. Im April ist alles zum Generalstreik entschlossen. Wenn man Arbeit verlangt, soll man auch zu essen geben, erklärt im Namen der Mannschaft der Dolmetscher. Der Gendarm, entschlossen wie stets, will den Streik umschmeißen. Alles muß unter freiem Himmel, nur mit Rock, Hose und Hemd bekleidet, stillstehen, die Posten erhalten strengen Befehl, auf den zu schießen, der sich setzt, und so verrinnt Stunde auf Stunde. Alles hofft, doch wenigstens für die Nacht in die Baracke gehen zu können, aber nein, nicht etwa einen Tag und eine Nacht, sondern drei Tage und drei Nächte müssen die Unseren, die sich nicht ergeben wollen, auf ihrem Platze stillstehen! Am dritten Tage kapitulieren sie beim Anblick der ohnmächtig am Boden liegenden oder sich in Krämpfen windenden Kameraden, denen ein einziger Sanitäter Hilfe reichen soll! Dieses Ergeben war der Auftakt zu einem nun einsetzenden Schreckensregiment. Sämtliche Gruppenführer wurden in den Prison-militaire nach Clermont-Ferrand abgeführt, wo sie durch das Kriegsgericht zu 7 bis 9 Jahren Zuchthaus beziehungsweise Strafarbeit verurteilt wurden!

Die Prisonzellen sind ständig voll. Lohnabzug und 15 Tage Arrest ist die geringste Strafe für Meldung wegen nicht genügender Arbeit. Alles hier ist Willkür, hat irgendein Aufsichtsbeamter oder nur Arbeiter einen der Unseren auf dem Korn, dann meldet er ihn. Tagsüber muß dann trotzdem gearbeitet werden; es gibt nur eine knappe Kelle Essen. Nachts in den Zellen zerschlägt der Gendarm dann Knüppel auf Knüppel auf unseren wehrlosen Unglücklichen! Einen gewissen Schaidt — nicht zu verwechseln mit meinem Fluchtkameraden — sperrte er drei Tage nackt in den Prison und schlug ihn jeden Abend mit dem Stock, daß die Haut in Fetzen vom Körper hing! So verzweifelt war die Lage aller, daß ein P. G. eine Dynamitpatrone vom Steinbruch entwendete und diese unter dem Fußboden der Baracke mit Zündschnur bis zu dem Büro durchlegte. Er wollte sich für alle opfern, um den Gendarmen in die Luft zu sprengen. Der Dolmetscher hat jedoch in Anbetracht der sehr ernsten Konsequenzen die Patrone beseitigt.

Im Spätjahr forderte die Grippe ihren Tribut. Zu erschöpft war man da oben, um auch dieser noch zu widerstehen.

Wieder in Chagnat.

In Chagnat selbst verlief der Winter von 1918 zu 1919 verhältnismäßig ruhig. Zeitweise hatten wir sogar einen recht anständigen Lageradjutanten, der uns unsere Lage erleichterte.

Leute, die an den Entwässerungsarbeiten beschäftigt wurden, hatten allerdings einen außerordentlich schweren Stand, da der Aufseher ein Verbrecher gemeinster Art war. Zu der Zeit, wo ich noch Dolmetscher auf dem Arbeitsplatz war, hat er mehrmals mit der Pistole gedroht, nach bekannter Art diese unseren Leuten auf die Stirn setzend. Ich war entschlossen, ihm seine Gemeinheiten zu entgelten. Alle 14 Tage kam er aufs Büro, wo ich jetzt tätig war, um die Zahl seiner Arbeitstage mit meinem Etat zu vergleichen. Korrespondiert haben unsere Zahlen allerdings erst, als ich rundweg erklärte, er solle seine Mätzchen mit anderen machen, aber gefälligst nicht mit mir; denn stets hatte er weniger Tage als ich, um das Plus mit dem Maire zu teilen.

Das Jahr 1919 begann nicht sehr verheißend. Die Verpflegung war unbeschreiblich schlecht. In den braunen Bohnen, die geliefert wurden, saßen dicke Käfer. Durch langstündiges Kochen wurde „das Fett aus den Gebeinen der Käfer mit ausgekocht", so bekamen wir stets eine tadellose Bouillon. Obenauftreibende Käferleichen wurden von den Ästheten mit Sorgfalt abgefischt. Oft verging mir ungeachtet des ärgsten Hungers der Appetit! Gesenkten Hauptes mit knurrendem Magen schlich ich dann aufs Büro, um in der Mittagszeit mit Friedrich Nietzsches gewaltigem Lebenswerk „Also sprach Zarathustra" das Trostlose meines Daseins zu vergessen.

In dieser Zeit wurde ins Magazin eingebrochen, das nun aber nicht einmal, sondern täglich. Im Schlafraum III war ein Auftritt, unter diesem lief ein Abzugskanal quer durch das Gebäude, das Magazin berührend. Dort war ebenfalls eine sogenannte „Bühne". Nur zwei Bohlen waren fortzuheben, dann war man drin. Unsere Leute hatten durch die schweren Entwässerungsarbeiten riesigen Appetit. So stiegen sie zu 5 und 6 des Nachts durch den Gang in den Lebensmittelraum und raubten, was zu rauben war. Das mußte nun bei der Übertreibung, mit der alles von den P. G. getrieben wurde, auffallen und die Franzosen stellten Posten. Anfänglich glaubten die Lagerchefs, die Posten wären es selbst, die da stahlen, und legten doppelte Schlösser vor die Tür. Da wurde denn eines Nachts die ganze Korona gefaßt. Zwar gelang ihnen der vorzeitige Rückzug in ihren Schlafraum, doch die Franzosen waren schnell hinterher und faßten dann noch einige der Übeltäter. Daß dabei mit den Kolben rücksichtslos auf den Rücken der Halbnackten eingeschlagen wurde, ist ja in einem Lande wie in Frankreich

selbstverständlich. Die grausame Strafe war: die erste Nacht nackt in der Zelle, dazu alle zwei Stunden Schläge!

Als mich der Lagerchef am nächsten Morgen stellte, um mir zu sagen, was ich für „schöne Landsleute" hätte, konnte ich ihm mit ruhigem Gewissen antworten, daß das alles einzig und allein die Folge der unzureichenden Verpflegung wäre! Er wollte dies nicht begreifen, da wies ich auf seinen dicken Bauch, als ob ich sagen wollte, daß Hunger ihm wohl ein unbekannter Begriff sei. Bestrafen müsse er wohl die Leute, doch in solch brutaler Art zu schlagen, daß die Haut platzt, ginge über die Potenz! Darauf zog er widersprechend ab, denn grün war er mir nie; ich war ihm zu deutsch. Zwei Tage darauf bekam er die Quittung für seine Roheiten, drei Mann brachen aus. Erst fiel ihnen eine Tür zum Opfer, dann durchbrachen sie eine zwei Steine starke Mauer, um schließlich durch die Postenkette zu schleichen. Es war ein Meisterstück in seiner Art.

Im Wiederaufbaugebiet Frankreichs.

Im März endlich machte Frankreich das Maß seiner Schurkereien voll. Man schickte mich mit vier anderen gleichfalls für die Schweiz bestimmten Kameraden zu einer Wiederaufrichtungskompagnie in den Norden Frankreichs. Nach kurzem Abschied von den zurückbleibenden alten Getreuen ging's über das Lager Roanne, wo unsere Kompagnie zusammengestellt wurde, auf einer mehrtägigen Schleiffahrt durch Frankreich in das Kampfgebiet. Am 20. März gegen drei Uhr morgens kamen wir in Longuyon an, nachmittags zogen wir in Pierrepont ein, unsere Kompagnie war die sogenannte 55^{ième} C^{ie} P. G R. L. Dépôt de Laon. Der Kommandant war ein Unterleutnant Rigaud, der 1918 in deutsche Gefangenschaft geriet und im Lager Osnabrück interniert war. Der französische Dolmetscher sowie fast ausschließlich alle Posten waren ebenfalls Kriegsgefangene Deutschlands gewesen. Sie wollten jetzt die guten Tage, die sie bei uns gesehen hatten, mit Gemeinheiten vergelten! Einige wenige nur zeigten sich anständig, die anderen entsprachen durchaus dem Geiste der „großen Nation". In meiner Eigenschaft als Bürochef stand ich in engster Fühlung mit vorgenanntem Unterleutnant Rigaud. Mit diesem Herrn bin ich politisch hart zusammengeprallt. Wollte er als politisch reifer Mann gelten, so mußte er doch auch meine Meinung ertragen! Ich persönlich schätze jegliche Meinung, d. h., wenn es eine ist. Wir brachen unsere Diskussion oft ab, da eine Verständigung nicht möglich war. Als er mir gegenüber einmal behauptete, wir würden uns nie verstehen, aus dem einfachen Grunde, weil ich Deutscher wäre und er Franzose, stimmte ich ihm zum ersten Male lebhaft zu, was ihn scheinbar doch nachdenklich machte! Im Lager Osnabrück, so erzählte er mir, wäre ein General

Klosterfeld gewesen, der hätte immer vor ihnen gestanden, den Arm in die Hüfte gestemmt und das Monokle im Auge, als ob er fragen wollte: „Was kostet die Welt?" Die Erinnerung an diesen Mann erregte ihn aufs höchste, denn selbst dazu ließ er sich hinreißen, zu sagen, daß ich, wenn ich erst in der Heimat wäre, auf seine Verantwortung dem General einen Tritt geben solle! Das war das Verlangen eines Offiziers der „Grande Nation", die sich in ihrer Kultur und Erziehung über alles erhaben dünkt! Nur kurz bedeutete ich dem Herrn, daß es in Deutschland nicht Usus wäre, alte verdiente Generale mit Füßen zu stoßen, bei anderen Nationen möge das wohl vorgekommen sein, doch würde es sich mit deutscher Offiziersehre nicht vertragen. Wie ein begossener Pudel zog mein „Ritter" ab, so daß er mir leid tat. Unsere Leute sperrte er bei der geringsten Ursache ein. Mittags und abends beim Einrücken mußten die Gemeldeten dann eine Stunde mit dem Gesicht in die Sonne sehen. Einem schlug er brutal ins Gesicht, ein Reklamieren dagegen half gar nichts! Wirksam unterstützte ihn in all seinen Aktionen der französische Dolmetscher Canald, der einer der hinterlistigsten, schuftigsten und dazu feigsten Franzosen war, die ich kennen gelernt habe. Intrigant in der Vollendung, war er offiziell Dolmetscher, um unsere Briefe und Karten, die wir Sonntags schreiben konnten, zu vernichten, inoffiziell jedoch Spitzel der Regierung. Laut Geheimbefehl des Kriegsministeriums vom 19. oder 20. April war die Stimmung unter den Kriegsgefangenen sorgfältig zu überwachen. Diejenigen von ihnen, die ihre alte Gesinnung noch bewahrt hatten und reichs- und kaisertreu waren, sollten besonders überwacht, und später bei der beginnenden Heimführung in Sonderkompagnien verschickt werden, um eines Tages, wie bei der 221ième Cie P. G. R. L. in Mont St. Martin in die Luft zu fliegen! Unglaublich mag den Leser all das anmuten und kaum wage ich es niederzuschreiben, aber es entspricht voll und ganz dem von mir Gelesenen! Dafür steht mir noch mein Kamerad Sadrina, bei dieser Kompagnie Bursche des Unterleutnants Rigaud, als Zeuge. Ich darf ihn nennen, da er jetzt des französischen Joches ledig ist. Gegen den Sergeanten Canald führte er einen Kampf, der ohnegleichen war. Strolch, Lump und Schuft schimpften sie sich gegenseitig. Sadrina war ein weltgereister, hochintelligenter Mann, der zehn Jahre in Amerika gelebt und seinen Gesichtskreis weit über den Horizont des französischen Lehrers und jetzigen Dolmetschers Canald erweitert hatte. Kompagnieführer und Stab haben oft Gelegenheit gehabt, Sadrinas Mut und Schlagfertigkeit zu bewundern. Der Dolmetscher aber sprach von mir zu andern nur als von dem „preußischen Junker". Welcher Art meine Beziehungen zum preußischen Junkertum sind, ist mir bis heute nicht klar geworden. Einer meiner deutschen „Gönner" mußte mich ihm wohl als deutsch-national bezeichnet haben, denn von der ersten Stunde an stand er mir feindselig gegenüber. Das war

mir gleichgültig, doch Vorsicht war geboten, wollte man nicht noch im letzten Augenblick im Zuchthaus Avignon sitzen! Bis Ende Mai gingen seine Intrigen, dann wurde er entlassen; seine Intelligenz war nicht ausreichend, um mich zu stürzen.

Meine politische Gesinnung sollte jedermann wissen, fern von den Parteien, aber deutsch bis zum letzten Atemzug! Unter dieser Flagge war ich in Frankreich gesegelt, entschlossen, nicht von ihr zu weichen. Canalds Absicht, mich zu stürzen, gelang, wie vorausgesagt, nicht, dagegen gelang es ihm leider bei Sadrina.

Später, als mein Büro von mir bis ins kleinste organisiert war, wurde ich den Franzosen entbehrlicher. Bei der Klärung einer Angelegenheit, in die man mich hineinzog, drohte ich dem Kompagnieführer in gerechter Empörung mit der Flucht. Da wankte mir der Boden unter den Füßen, denn ich liebte nicht, ihm Komplimente zu machen; korrekt und zurückhaltend, das war meine Art.

Tags darauf fuhr ich mit Wagen und Bahn, stark bewacht, zur 454ième Cie P. G. R. L.

Weiße Sklaven.

Ein herrlicher Schlag Menschen waren meine Landsleute, die ich dort antraf. Das Rheinland stellte den höchsten Prozentsatz. Meistens waren es alte Gefangene von der Marne, darunter viele, die in Afrika gewesen waren. Ihr Stammlager war das Lager Odeau bei Marseille. Auf ihrem Transport in den Norden Frankreichs passierten sie in den ersten Tagen des April die alte deutsche Festung Metz. Über alle Erwartung wurde ihnen dort eine großartige Begrüßung seitens der Bevölkerung zuteil. Auf dem Bahnhof Metz-Sablons bereiteten ihnen die lothringischen Kinder begeisterte Ovationen. Greise und Frauen verhüllten beim Anblick der deutschen Landsleute ihr Gesicht. Ein kleines Mädchen rief: „Ich bin Deutsche und bleibe Deutsche." Andere wieder: „Nehmt uns mit, nehmt uns mit", oder: „Wir kommen bald nach." Als eine Frau, ihr Kind auf dem Arm tragend, dem traurigen Zuge mit dem Taschentuch nachwinkte, warf sie einer der Franzosen mit einem schweren Gegenstand! Die Wut der Südfranzosen, von den Lothringern nicht beachtet zu werden, war so groß, daß sie die Türen und Klappen der Viehwagen fest verschlossen, damit keiner der Unsern mit den Landsleuten in Verbindung treten konnte.

Die Verpflegung bei der 454. war weit besser als im Innern Frankreichs. Die deutsche Kompagnieleitung stand vollauf auf der Höhe ihrer Aufgabe, und so konnte ich mit meiner Veränderung, die mir nur Härten verschaffen sollte, zufrieden sein. Zwar ist das Granatensuchen an sich keine angenehme und so ganz ungefährliche Beschäftigung, hatten doch alle Front-

kompagnien durchweg Abgang an Verwundeten und Toten gehabt, so begrüßte ich doch den Aufenthalt im Freien. Körperliche Arbeit ist ein Segen für unsere Gefangenen gewesen, nur nicht in dieser extremen Form, wobei Anforderungen gestellt wurden, denen der Schwerarbeiter selbst bei einigermaßen ausreichender Verpflegung nicht gewachsen war! Aber das Schlimmste war die Behandlung durch die Posten, die uns das Leben zur Qual machten! Ehe ich auf die Behandlung bei dieser Kompagnie eingehe, will ich mich mit einer der Kompagnien befassen, die wohl das traurigste Los von allen Kriegsgefangenenkompagnien zu tragen hatte. Es war die 221 ième Cie P. G. R. L. Oberleutnant Puis, Kommandant der Kompagnie, hat einmal geäußert, daß es seine Pflicht wäre, Deutschland an seinem Lebensnerv, dem Menschenmaterial, zu schwächen. Er hat seine Absicht in die Tat umgesetzt und hat das Leben vieler deutscher P. G. auf dem Gewissen! Die unter seinen Befehlen stehenden deutschen Kriegsgefangenen waren das Objekt seiner systematisch betriebenen Vernichtungspolitik.

Als am 21. Januar 1918 diese Kompagnie, die damals bei Sedan lag, den Befehl erhielt, abzurücken, war vorauszusehen, was sich auf dem Marsche abspielen würde, denn der größte Teil aller war durch die alles dagewesene in den Schatten stellende Verpflegung derart erschöpft, daß die Leute Mühe hatten, sich auf den Beinen zu halten! Eine natürliche Folge davon war das Zusammenbrechen vieler. Fünf sollten den Marsch nicht mehr überleben. Auf die ohnmächtig zu Boden Stürzenden schlugen die Posten, hauptsächlich Caporal Breton sowie die Soldaten Gomé und Manuel, mit und ohne Aufforderung des Leutnants Puis unter wirksamer Assistenz des Sergeanten Lamard so lange mit Kolben ein, bis die Unglücklichen tot waren! In Mont St. Martin eingetroffen, brach infolge der Strapazen fast die ganze Kompagnie zusammen. So schwach waren viele der Unsern, daß sie außerstande waren, sich zu erheben. Was die „große Nation" diesen unsern unglücklichen Landsleuten gegenüber an Roheit, Gemeinheit, tiefster moralischer und seelischer Verrottung und Verrohung leistete, ist ohne Beispiel in der Geschichte der zivilisierten Völker!

In den folgenden drei Wochen starben noch weitere 35 treue deutsche Männer. Zum Teil schlug man die Sterbenden mit dem Kolben tot oder man ließ sie verhungern! Ein Arzt kam nicht. Nachher, als selbst die Bevölkerung dagegen Stellung nahm, tat man insofern etwas für unsere Leidenden, daß man sie in die Hospitäler überführte. Mein Kamerad und Kommilitone der Bonner Universität namens Iltgen war zu dieser Zeit Dolmetscher bei der 221. Kompagnie. All dies Grauenvolle hat der arme Junge mit erleben müssen und als Einzigem ist ihm dann im August 1919 eine verwegene Flucht geglückt! Wäre er gefaßt worden, so hätte man ihn in Stücke gerissen. Er selbst hat manchem der Sterbenden auf ihre flehende Bitte ein Stück Brot

in den Mund geschoben. Es war das Letzte, was die Unglücklichen verlangten. — —

Der französische Ministerpräsident Clémenceau erwiderte bekanntlich bei der Friedensdiktatur von Versailles auf die Forderung des Grafen Brockdorff-Rantzau um Verbesserung der Lage der deutschen Kriegsgefangenen: „Er wisse nicht recht, worin die Verbesserung bestehen solle, Frankreich und seine hohen Verbündeten behandelten ihre Gefangenen nach den Grundsätzen der Humanität.“ Es ist in der Tat eine Kühnheit ohnegleichen, daß dieser Mann nach all den sich ständig wiederholenden Morden und Greueltaten die Stirn hat, dieses zu behaupten! Doch wie der Führer, so die Nation!

Der 31. Januar wird all den Unsern der 221. Kompagnie in trauriger Erinnerung bleiben. Aus bis heute unaufgeklärten Gründen flogen 64 Deutsche durch einen explodierenden Granathaufen in die Luft. Bluttriefende Fleischfetzen fand man. Das war der Rest unserer treuen Männer. Kein Franzose wurde dabei verwundet oder gar getötet. Zu besagter Stunde hatten sie sich alle weit entfernt, die sonst den Unsern auf den Hacken standen, um sie zu höchster Arbeitsleistung anzutreiben! Der Kompagnieführer rieb sich nach Meldung der Katastrophe vergnügt die Hände und gab seiner Freude Ausdruck mit den Worten: „Großartig, wieder 64 boches weniger.“

Drei Tage darauf ließ er wieder einige peitschen, und zwar so lange, bis sich keiner mehr erheben konnte. Die Toten verscharrte man hinter der Baracke wie krepierte Hunde!

Bei der 805. Kompagnie, ebenfalls in Mont St. Martin, war es nicht besser. Teile der Wachmannschaften waren als Gefangene bei uns in Langensalza gewesen, so hatten sie als ihre Parole Langensalza gewählt, was allgemein als Zeichen zum Beginn der Mißhandlungen galt. Der Kompagnieführer war mit dem Leutnant Puis befreundet. Gemeinsam besprachen beide, welche neue Brutalitäten gegen die boches zu erfinden wären. Ein „edles“ Brüderpaar von Mördern, würdig, ihre Nation zu repräsentieren! Ähnliche Verhältnisse konnte man in Chaufontaine, Bacarat, Charency und anderorts antreffen.

Kehren wir aber jetzt zu meiner neuen Kompagnie zurück.

Da der eigentliche Kompagnieführer auf Urlaub war, vertrat ihn ein Oberleutnant, der jedes agressive Vorgehen gegen die boches von vornherein sanktionierte. Beim Abendappell stößt der Sergeantmajor einen Gefangenen. Protest unsererseits ist die Folge davon. Einer der Protestierenden wird trotzdem eingesperrt. Nachts gegen 11 Uhr kommen drei Sergeanten mit Posten in den prison. Man hält dem Bestraften die Pistole vor die Stirn mit dem Befehl „Hände hoch“, worauf mit Peitschen erbarmungslos auf ihn eingeschlagen wird! Dadurch verschärft sich die an und für sich starke Spannung zwischen uns und den Franzosen. In dieser und den nun folgen-

den Nächten schallt das betäubende Schreien unserer Ärmsten bis zu uns herauf: „Kameraden zur Hilfe, zur Hilfe!“ Wir sind nicht mehr Herr über uns, so kann das nicht mehr weitergehen, das ist allen klar! Eine blutige Auseinandersetzung muß letzten Endes zwischen den Franzosen und uns die Folge sein. Aufgeregt schmieden wir Pläne: Vernichtung der Wache, Massenflucht mit der Devise „Rette sich wer kann!“ Wer durchkommt, kommt durch, die anderen sind verloren . . . In der darauffolgenden Nacht, trotz aller Reklamationen an den Kommandanten, die doch nur in den Papierkorb wandern, neuer Exzeß! Der Oberleutnant erklärt einem der Sergeanten, daß er Sorge tragen würde, ihn nicht zu demobilisieren, falls er sich nicht „härter“ gegen die „boches“ zeigen würde. Dieser betreffende Sergeant hatte sich bis dahin immer etwas menschlicher gezeigt als seine Kameraden. Nun übertrumpfte er die anderen noch aus Furcht, nicht entlassen zu werden! Seine Opfer müssen bei vorgehaltener Pistole niederknien, die Hände hoch halten und um Gnade bitten, während er mit Unterstützung anderer nun auf die Wehrlosen einschlägt! Mir war klar, daß unsere Peiniger sich auch an mir persönlich vergreifen würden, was bis dahin noch keiner gewagt hatte. Aber bei mir stand fest, daß dem Betreffenden meine Hand an die Gurgel fahren würde, womit ich dann allerdings als verloren gelten konnte. Am meisten quälte mich aber unsere völkerrechtswidrige Zurückhaltung durch die französische Regierung. Und so überlege ich: Sollst du noch länger hier bleiben unter diesen entehrenden Verhältnissen? Nein, jetzt machst du deinen vierten Fluchtversuch. Klappt er, ist's gut, klappt er nicht, beißt du ins Gras, denn darüber bestand hier kein Zweifel, wen diese Posten faßten, der mußte unter sein Leben einen Strich machen. Doch was ist der Tod? — Ich ziehe ihn dem Leben eines Heloten vor!

Lieber tot als Sklave.

Die Flucht ist mir eine beschlossene Sache, und ich treffe alle Vorbereitungen dazu, auch einen Kameraden, der es wagen will, mitzumachen, finde ich bald. Drei Tage vor der Flucht verspreche ich einem zweiten das Mitgehen. Es ist ein Rheinländer, Christian Brauweiler, J.-R. 29, aktiver Soldat. Während seiner 4½ jährigen Gefangenschaft stets in Südfrankreich gewesen, hatte er die Bräune des Südländers angenommen. Mit ihm zusammen kam ich dann bis in die Heimat, den anderen Kameraden verloren wir in einem kritischen Moment auf deutschem Boden.

Die zu treffenden Vorbereitungen durften nicht verschleppt werden; mit Feuereifer ging's ans Werk. Mützen wurden genäht, der P. G.-Stempel überall entfernt, Stiefel instand gesetzt und ein kleiner Vorrat an Lebensmitteln beschafft. 600 Gramm Brot, zwei Tafeln Schokolade, vier Büchsen

Sardinen und Leberpastete, sowie zwei Zwieback, das war alles, was wir hatten.

Die Tage vorher wurde in einem zerschossenen Dorf gearbeitet, dort verstauten wir nun heimlich unseren Proviant. Der 14. August war von mir zur Flucht bestimmt. Eine Ahnung sagte mir, es müßte gelingen! Morgens um $^{3}/_{4}$6 Uhr war Appell, zu vier Gliedern treten wir an. Erst wird gezählt, — es stimmt! Dann gehen die Sergeanten durch die Reihen, um jedem Einzelnen die Taschen zu befühlen, ob einer wohl zur Flucht bereit wäre. Die Mütze, eine sehr gute Karte und Schokolade trage ich auf der Brust. Einige atemraubende Sekunden, dann sind sie an mir vorbei.

Mein Westfale hat eiserne Ruhe, Brauweiler auch. Ersterem stehen die Rocktaschen, welche mit Brot gefüllt sind, weit nach hinten ab. Verstohlen schaut er zu mir herüber. „Unglaublicher Blödsinn, so viel in die Taschen zu stecken, daß es auffällt", flüstere ich ihm zu; doch die Franzosen haben glücklicherweise nichts gemerkt! Dann heißt es, gottlob, „links um, ohne Tritt marsch". Seitlich schließen sich die Posten an und langsam bewegt sich die Marschkolonne vorwärts. Zehn Minuten sind es höchstens bis zu den Dorfruinen. Meine beiden Kameraden gehen zwei Glieder vor mir, damit ich sie ständig im Auge behalten kann. Jeder hat seine Verhaltungsmaßregeln, alles ist bis ins kleinste besprochen, jede Eventualität erwogen. Der Posten in der Lederjacke neben mir, der meine Fluchtgelüste von früher kennt, ist äußerst gefährlich und paßt mir zum Überfluß höllisch scharf auf. Im dritten und fünften Gliede marschieren wir. Fünfzig Glieder hat die Kolonne. Ehe die Posten den Kordon bilden, müssen wir fort sein, d. h. also, ehe noch das letzte Glied Gefangener ins Dorf einrückt. Der Lederbejackte postiert sich am Dorfeingang, vor dem Steinhaufen, der unseren Proviant birgt! Ich schwärme aus, direkt an ihm vorbei. Auf der gegenüberliegenden Seite der Straße verteilen sich bereits die ersten P. G. in den Häusern. Ein kritischer Moment! Tritt der Posten zur Seite und dreht sich um, dann sieht er mich den Vorrat verstauen, die Knarre anlegen und Feuer geben ist dann eins. Da, mir stockt das Herz, schaut er zurück, jetzt ist alles verloren! — — Aber nichts geschieht, er hält wohl eine Flucht für Wahnsinn und aller Aussicht bar. Dann beobachtet er weiter die einrückende Kolonne; das sind nur Sekunden, doch mir werden sie zur Ewigkeit! Ohne jede Deckung gehe ich zum zweiten Steinhaufen weiter. Es geht ums Ganze! Brauweiler folgt mir, der Westfale gleichfalls. Einen Hang hinunter, fünfzig Meter ohne Deckung, dann ist er vollkommen bewachsen. In wahnsinnigem Lauf geht es abwärts, unten hole ich erst tief Atem. Das Fortkommen ist gelungen, ohne von der Menge der Posten bemerkt zu werden! Die Chance steigt! — Weiter! — Weiter! — Ehe uns die Meute auf den Fersen sitzt, müssen wir in Sicherheit sein! Doch ist die Möglichkeit, Terrain zwischen uns und die

Verfolger zu legen, nur zu gering. Ein Wald von fünf Kilometer Länge und drei Kilometer Tiefe soll uns bis zum Nachtwerden verbergen. Dann marschieren wir, nicht aber nach Osten, Richtung Heimat, sondern mehr nach Frankreich hinein! Unsere Verfolger irre führen, das ist das beste Mittel, und zweifellos fällt der Franzmann hinein.

Vor uns erscheint ein Eisenbahnviadukt, sollen wir auf diesem über den kleinen Fluß eilen? — Nur nicht zu lange überlegen, handeln heißt es! Angesichts der oben am Dorf stehenden Postenkette erklettere ich die Bahnstrecke. Brauweiler glaubt, ich wäre verrückt geworden, kommt aber nach. Es ist ein Vabanquespiel verwegenster Art, doch bleibt uns nichts anderes übrig, es muß gewagt werden! Das Flüßchen ist überschritten, jetzt sind wir im Vorteil! Ob der Franzose uns wohl auf dieser Seite vermutet? Im Gänsemarsch geht es durch das Wäldchen, einen Ausläufer der Argonnen. Gut eine halbe Stunde später stehen wir an der Sohle einer dichtbewaldeten Schlucht. Wir wissen vom Granatensuchen, daß sich ein riesiges Vorkampfgelände an das Wäldchen anlehnt. Dieses Terrain zu durchqueren, nachher den Kurs auf Osten einstellen, das ist meiner Ansicht nach das Richtigste.

Tief in der Schlucht wird ein Lager bezogen, von Sträuchern und Laubbüschen gegen Gesehenwerden geschützt. Beim Mittagsappell wird man spätestens unser Verschwinden bemerken, dann beginnt die Jagd.

2½ Uhr nachmittags. Ich kann nicht schlafen, diese sonderbare Ruhe beunruhigt mich! Da — — fällt der erste Schuß! Ab und zu hört man in weiter Ferne Hundegebell. Mit Schweißhunden sucht die Bande uns! Ich denke mit Dank an meine Vorsicht, Pfeffer zu streuen, in Voraussicht einer Verfolgung mit Hunden! Er verwischt die Fährte und nimmt den Tieren die Witterung! Trotzdem, gegen 6 Uhr hat sich die konzentrisch vorgehende Postenkette uns bis auf 1½ Kilometer genähert, doch bald muß die Pfefferzone erreicht sein. Das langsame Vorkommen läßt auf eine gründliche Suche schließen. Peng — peng — peng — hallt's durch den Wald. Brauweiler zählt die Schüsse und meint trocken: „Man hätte uns lieber das Geld für die Patronen geben sollen, damit könnten wir bis Berlin fahren!" Da, plötzlich lautes Klagen eines der Hunde, der wohl jetzt eine größere Dosis von Pfeffer in die Nase bekommen hat.

8 Uhr. Langsam geht der Tag zur Neige. Es wird hohe Zeit. Die Bande ist fast an unserem Versteck und unheimlich pfeifen die Kugeln durch die Schlucht! Scharf beobachte ich den Eindruck, den das Gefunke auf meine Kameraden macht; doch sie liegen, ganz wie ich, still, ohne sich zu rühren, mit dem dem Menschen so eigentümlichen Blick der Spannung! Da hüllen uns die Schatten der sinkenden Nacht in ihr Dunkel, wir sind gerettet! Ab und zu fällt noch ein Schuß, dann wird es ruhiger. „Sieben- bis achthundert-

mal haben sie geschossen", flüstert mein Rheinländer! Doch ich starre freiheitstrunken in den blauen Sternenhimmel. — — —

Auf allen Vieren geht's die kleine Höhe hinauf. Nur noch ein wenig Stangenholz, dann Busch. Gleich dahinter ein weißer Streifen. Der Staub der Straße, die wir schon gegangen sind, als wir noch Gefangene waren. Auf der Straße selbst der Schatten patrouillierender Posten. Denen wollte man uns also in die Arme treiben, um gleich darauf über den Gnadenschuß zu quittieren. Kommen wir unbemerkt vorbei? — Ein Sprung — die Straße liegt hinter uns! Jetzt kriechen wir von Trichter zu Trichter, taghell beleuchtet der Mond das Gelände; gebückt geht's über die Felder weiter.

Drei Nächte Marsch, zwei Tage Versteck, dann stehen wir an einer Gegend, die ich von meiner alten Kompagnie noch kenne. Bis jetzt ist jede Straße ängstlich gemieden worden, trotz des höheren Kräfteverbrauchs beim Querfeldeinlauf. Beuveille bleibt rechts, Longuyon links liegen. Hell leuchten die Hochöfen von Longuyon her; das Sternenbild ist selten klar, der Mond heller denn je! Die Aussichten steigen. Nur noch 50 Kilometer, dann sind wir in Luxemburg. Falls uns die Grenze nicht noch im letzten Moment einen Strich durch die Rechnung macht, denn bei Longwy sollen die Grenzposten Mann an Mann stehen, war mir erzählt worden! Der Tag graut schon, da taucht endlich Wald vor uns auf, der bald erreicht ist! Unmittelbar an der soeben überschrittenen Straße öffnet sich eine Schlucht, dicht bewachsen. Mannshohe exotische Blattpflanzen gedeihen prächtig in dem feuchten sumpfigen Talgrund. Dort wollten wir anfänglich bleiben, doch haben wir in diesem tiefen Grunde keine Fernsicht, deshalb geht es die Höhen hinauf. Dichter und dichter wird der Wald. Hinter bemoostem dürren Holz finden wir ein gutes Versteck. Die Wache wird bestimmt und bald liegen wir im tiefsten Schlaf. Gegen Mittag studiere ich die Karte, doch nur schwer läßt sich unser Punkt festlegen, da jeder Anhalt gänzlich fehlt. Das ferne Brausen der Eisenbahn muß an der Grenze sein, denn der Karte nach stimmt alles haarscharf. Rechts zeigt meine Karte jedoch zwei Bahnstrecken, die sich später wieder vereinigen. Sind wir auch nur um einige Kilometer nach Osten abgekommen, dann markiert selbst die zweite Bahnlinie noch nicht einmal die Grenze, und wir hätten die Richtung Lothringen? Während dieser Betrachtung schreckt mich ein Habicht aus meinen Gedanken, mit wüstem Geprassel fällt er in die morschen Äste ein und erschreckt fahre ich hoch. Am Abend passieren zwei Männer dicht bei uns einen Pfad. Mein Westfale hat wieder seinen Husten, blitzschnell beuge ich mich zu ihm hinüber und presse ihm die Kehle zu. Zu spät! Auch ich habe Geräusch gemacht; sie kommen auf uns zu! Doch in meiner gelben dänischen Roten-Kreuz-Hose und dem amerikanischen Hemd sehe ich wohl etwas phantastisch aus, dazu meine beiden wirklich gefährlich anmutenden Kameraden neben mir, scheinen wir eher Furcht ein-

auflößen, als Vertrauen! Ein Blick genügt den beiden, um schleunigst das Weite zu suchen! Wir atmen auf, sind aber wiederum gezwungen, unser Versteck zu ändern, um gegen etwaige Überraschungen sicher zu sein. Doch darüber sind wir uns klar: Schnappt man uns jetzt in der kommenden Nacht nicht, dann ist das Spiel halb gewonnen!

Bei anbrechender Nacht geht's auf einem kleinen Pfade abwärts. Eine breite Straße liegt vor uns, die zu kreuzen ist. Ein Wagen rasselt vor uns die Straße entlang. Kurz links von uns hält man ihn auf der vor der Schlucht liegenden Brücke an. Paßkontrolle!? Uns wird ein wenig ungemütlich zumute. Doch wehe, wer sich uns in den Weg stellt, er hat das selbst zu verantworten! Auf diesem Wege zur Freiheit, zur Heimat, den man uns gegen alle Gesetze der Menschlichkeit und des Völkerrechtes versperrt, gibt's keine Hindernisse! Stellt man uns, so schaffen wir uns freie Bahn!

Noch hält der Wagen auf der Straße. Am Wagenschlag stehend, sind deutlich zwei Gestalten zu erkennen, die wohl die Pässe prüfen. Wir müssen vorbei! Ein Moment nur, dann liegt die Straße hinter uns und ein ungeheures, sich nach Osten erstreckendes Tal nimmt uns auf. Von riesigen Wäldern begrenzt, ist der feuchte Wiesengrund ein herrliches Weideland. Ein Bach verlegte uns den Weg zum linken Rand. Die überhängenden Zweige einer Weide ergreifend, schwinge ich mich hinüber, die Kameraden mir nach. „Was meinst du wohl, Korth, wo wir sind?" fragt Brauweiler. „Kommen wir heute noch nach Luxemburg?" „Wir müssen direkt an der Grenze stehen", antworte ich, „denn wenn die Eisenbahn überschritten ist, haben wir Frankreich im Rücken!"

Freund oder Feind?

Tageshelle im Tal, der Mond meint es fast zu gut mit uns, nur zu leicht sind wir zu erkennen, aber wer sollte wohl hier zu solcher Stunde drei deutsche Ausreißer vermuten? Nur die Grenzposten sind unsere einzige Gefahr, sie müssen unmittelbar vor uns stehen! Trotzdem bin ich sehr zuversichtlich, was die Stimmung und den Unternehmungsgeist meiner Kameraden günstig beeinflußt. Am linken Talrande geht es schnell voran. Der Mond steht jetzt direkt über dem Tal, dieses mit seinem fahlen Lichte bescheinend. Weder am linken noch am rechten Fuße der Höhen deckt uns der Schatten der Bäume, da biegt das Tal leicht nach Nordosten. Um den Bogen herumkommend, sehen wir plötzlich, keine 300 Meter vor uns, die riesige, das Tal überspannende Hochbrücke. „Dahinter liegt Luxemburg", ist mein erster Gedanke! Die Spannung ist unerträglich geworden, nur zu leicht ist es möglich, daß plötzlich eine Grenzpatrouille aus dem Dickicht springt und uns ihr „Halt,

Hände hoch" entgegendonnert. Noch sind es 100 Meter bis zur Brücke. Dumpf hallt der Schritt des langsam auf ihr patrouillierenden Postens. Der ist zu hoch, um uns gefährlich zu werden! Wir wollen ja auch nicht an ihm vorbei über die Brücke und sind zufrieden, wenn er uns in Frieden im Tal ziehen läßt! Drei Minuten später liegt die Brücke hinter uns und bald verhallt der Schritt des arglosen Postens in der Ferne. Kommt nun Luxemburg?! — — Das ist eine Kardinalfrage für uns! Doch weiter, weiter! Das Tal verläuft sich mit geringen Höhen. Und auch diese liegen bald hinter uns. In stundenlangem Marsch wird endlich eine Straße erreicht. Hier hat sich das Gelände vollständig verflacht und erlaubt uns eine gute Fernsicht.

Halblinks von zehn zu zehn Minuten flammen Hochöfen blutig rot auf. Welche sind es? Halbrechts dasselbe Spiel in zweifacher Wiederholung! — Anderntags wird mir erst klar, daß der halblinke Feuerschein von Esch, der von rechts der der Hochöfen von Diedenhofen und Briey gewesen ist. — Wo sind wir? Der Bahn nach in Luxemburg. Der Straße parallel folgend, überschreiten wir sie dicht vor einem größeren Nest. Es mag 1 Uhr sein und uns dürstet unheimlich. Im Straßengraben erst einen Schluck von dem Schmutzwasser, ein Stückchen Schokolade hinterher und der Durst ist gestillt! Da trägt der Wind den Klang von Klavier, Geige und Gesang zu uns herüber. Höre ich recht, deutscher Gesang? — Mädchenstimmen — deutsche Mädchen?! — — Mir würgt etwas die Kehle zu, eine furchtbare Erkenntnis steigt in meinem Innern auf. Unser geraubtes Land! Auf deutschem Boden sind wir! Heilige Mutter Erde, Deutsch-Lothringen!? — — Und die Mädel haben ihr Deutsch nicht verlernt? So seltsam weich wird mir zumute. — — — Doch hier ist keine Zeit zum Sentimentalwerden, ein Ruck nur und ich bin der Alte. Erst später, auf den Feldern, meint Brauweiler: „Das müssen Deutsche gewesen sein, die da gesungen haben"; ich kann es ihm bestätigen. Eine jetzt passierte zweite Eisenbahnstrecke beweist mir der Karte nach, daß wir noch nicht in Luxemburg sind und der Kilometerstein der gleich darauf erreichten Straße bestätigt meine Annahme. Lothringen! Aumetz 3 Kilometer! Also die Mädchen in Aumetz singen deutsch, trotz französischer „Bekehrungsversuche", die Sprache der Barbaren aufzugeben und die der großen Nation zu sprechen!

In der Ferne leuchten wieder die Hochöfen von Esch auf, also ganz nach Norden hinauf! Um 2 Uhr sind wir unmittelbar vor einem Dorf und dies ist das erste, welches wir passieren wollen. Sollen wir es wagen? Stehen wir hier schon an der Grenze? Doch vorwärts und zwar mitten auf der Straße! Am Anfang des Dorfes läuft eine zweite Straße auf die unsrige zu, am Treffpunkt ein Wegweiser. Der Westfale hebt mich hoch, da plötzlich, noch habe ich nicht gelesen — — Schritte! Herunter! Ich bohre die Augen in die Nacht. Aus dem Dunkel der Häuser lösen sich zwei Gestalten

und kommen auf uns zu; Soldaten, ich habe sie erkannt! Im Mondlicht deutlich erkennbar, nähern sie sich uns bis auf 30 Meter; im Bajonett des gefällten Gewehrs spiegelt sich der Mond. Was sollen wir tun? Warum schießen sie nicht? Da plötzlich ein „Halte là, qui vive!“ In größter Ruhe, ohne Antwort zu stehen, lösen wir uns von ihnen. Es ist hohe Zeit, denn eine Minute später und eine Patrouille hätte uns im Rücken fest gemacht. — Noch eine Stunde ermüdender Marsch über die Felder, dann sind wir wieder im Walde. In früher Morgenstunde geht's durch ein Industriedorf. Hügel auf allen Seiten. Links und rechts Mineneinfahrten zu den Erzsteinbrüchen. Hinter dem Dorfe beziehen wir in einem Walde Deckung.

Um 6 Uhr morgens beginnen die Arbeiter zu sprengen, tausendfach hallt das Echo in den Wäldern und leise spürt man die Erdstöße. Gegen Mittag laufen mehrmals Kerle an den Tannen vorüber, unter welchen wir liegen, deshalb verlassen wir den Wald, durchqueren einige Kornfelder, um schließlich in einem Dornengebüsch an den Hängen eines Tales bessere Deckung zu finden. Dicht hinter unserem Versteck geht in den Abendstunden ein Mann mit einem kleinen Mädelchen vorbei. Beim Anblick der an unserem Gebüsch blühenden Heckenrosen sagt das Kind: „Ach guck mal da, lieber Papa!“ — — Musik ist uns die Stimme dieses deutschen Kindes, fast übermächtig packt mich die Bewegung! Und dann die Antwort: „Komm nur jetzt, meine kleine Lottemaus.“ Sollen wir hin und ihm sagen, wir wären alte Landsleute? Doch ich kenne die augenblickliche Gesinnung der Lothringer nicht, um ein derartig restloses Vertrauen zu ihnen zu haben.

Immer tiefer geht der Sonnenball; es ist Zeit aufzubrechen, denn vor Einbruch der Dämmerung muß das Spreng- und Abbaugelände hinter uns liegen. Uns zu Füßen liegt in rote Gesteinmassen eingebettet ein tiefes Tal, dieses müssen wir kreuzen, um das breite Loch, das an der entgegengesetzten Seite die Berge zerschneidet, zu erreichen, denn da ist Osten. Eine Stunde später liegen die Geröllhänge hinter uns; doch kaum sind wir im Tal, da beginnt in dem Städtchen drunten eine Kapelle zu spielen, fast wie deutsche Regimentsmusik! Nur der, welcher drei Jahre hinter dem Stacheldraht saß, wird verstehen, welchen Eindruck die Musik auf uns hervorrief! Fast angstvoll lauschen wir den Klängen, wird jetzt die Marseillaise kommen? Nein, es ist der wuchtige französische Militärmarsch „Le Régiment de Sambre et Meuse“, der von einem Franzosen deutscher Abstammung komponiert und von den Militärmusiken aller Staaten übernommen wurde. Der Rhythmus, in dem er gespielt wird, beweist allerdings nicht, daß wir noch in Frankreich oder Lothringen sind; trotzdem müßten wir uns meiner Schätzung nach noch 2 bis 3 Kilometer vor der luxemburgischen Grenze auf französischem Boden befinden. In Richtung auf das Städtchen geht es weiter. Im Talkessel läßt es sich besser laufen und bald sind wir auf 300—400 Meter an das Dorf

heran. Da kracht es mit einem Male von den Höhen, links und rechts Explosionen! Was ist nur los? Gilt das uns oder hat die Stadt heute ihr „fête la victoire“? Immer neue Detonationen! Wir sind verloren; ein Heraus gibt es nicht! Im Kessel sitzen wir fest, es ist zum Wahnsinnigwerden! Bei dem Versuch, die Felsen zu übersteigen, würde man uns abfangen, denn die heutige Nacht bietet keinen Schutz, da der Vollmond mit Tageshelle die Hänge beleuchtet. Ich entschließe mich zu einem Handstreich. Glückt er, dann gut; andernfalls verteidigen wir uns bis zum letzten Mann. Brauweiler ist nicht der Mann, der die Hände vor drei oder vier Franzosen hochhebt. Ich nehme ihn an die Seite, um ihm mit wenigen Worten die Situation klarzumachen. Auf allen Vieren geht es vorwärts. In einem Kartoffelacker kurze Pause. Die Hauptstraße des Städtchens kann von dort gut eingesehen werden, während die vor uns liegende Bahnlinie eine ungefähre Orientierung gestattet. Ich bestimme mit Hilfe des Sternbildes die Richtung, danach würde die Strecke südwest-nordost laufen. — Da plötzlich schlängelt sich einer feurigen Schlange mit tausend Köpfen gleichend ein Fackelzug mit Musik durch die Straße herauf, auf uns zu! Eine aufsteigende Rakete beleuchtet das Gelände mit ihrem magischen Licht. Wir werfen uns platt auf den Boden. Eine zweite und dritte folgt! Doch hier im Kartoffelkraut sind wir gut gegen ihr verräterisches Licht geschützt. Ist es Tatsache — oder sind es nur unsere überanspruchten Nerven —, daß der glühende, flackernde Wurm direkt auf uns zukommt? Unbeweglich liegen meine Kameraden im Kraut. Ich stoße sie an, um ihre Meinung zu hören. „Verflucht, die kommen ja direkt hierher“, flüstert der Aachener. Ich glaube es auch, aber dann sage ich mir wieder, daß wir Gespenster sehen, denn der Bahndamm liegt ja wie ein Wall vor uns. Doch unsere Nerven fordern ihr Recht. Wir bringen nicht mehr die Kraft auf, hier liegen zu bleiben, gegen jede klare krasse Vernunft! Über Bahn und Straße geht's hinweg in einen 5 Meter von dieser entfernt liegenden Busch! Es ist die Entscheidungsstunde, wir ahnen es. Der arme Brauweiler hat uns aus den Augen verloren. Er steht und starrt in die Dunkelheit, ohne bei seiner Schwerhörigkeit zu hören, daß auf der Straße Leute kommen. Schon heben sich zwei Gestalten deutlich ab, da springe ich auf, erreiche ihn mit drei Sprüngen, packe ihn mit eisernem Griff im Genick und werfe mich mit ihm zu Boden. Als man an uns vorüber ist, kriechen wir ins Gebüsch zurück. Da hallen schon wieder Schritte durch die Nacht! Hat man uns vorhin gesehen und verfolgt uns jetzt? — Jede Sekunde ist eine Folter! Da — vor uns zwei französische Soldaten! Der eine hat ein Mädel am Arm. „Dites, Demoiselle, est-ce que vous avez un cafard ce soir?“ Also noch in Frankreich?! Da leuchten wieder einzelne Lampions geisterhaft durch die Nacht! Dicht bei uns erregtes Plaudern von Kindern. Französisch — deutsch? — Nein, was ist denn das für eine Sprache? Wir verstehen sie nicht! Bei der

folgenden Gruppe dasselbe Idiom, wie vlämisch hört es sich an. Doch jetzt weiß ich, wo wir sind! „Luxemburg", raune ich meinen beiden glücklichen Kameraden zu.

Eine neue Etappe unserer Flucht beginnt. — Ob man in diesem Lande für uns Sympathien hat? Vier Jahre war es von uns besetzt. Gelitten hat es nicht; doch ist trotz alledem Vorsicht geboten, zumal ich nicht viel Rühmliches von den Luxemburgern gehört habe. Doch zweifelsohne sind wir hier in Luxemburg der geringeren Besatzung wegen sicherer als in Lothringen. — „Jetzt nehmen wir die Straße, passieren die Hauptstadt und schieben uns auf das Rheinland vor", ist unser Plan in großen Zügen! Doch das weitverzweigte Straßennetz Luxemburgs erfordert Karten, wenn wir nicht etliche Tage verlieren wollen. Also auf die Straße. Dort spreche ich den ersten, der uns entgegenkommt, auf französisch an, während verabredeterweise meine beiden Kameraden in fünfzig Schritt Entfernung folgen sollen. Am Eingang zur Stadt steht ein Liebespaar, ein junger Kerl hält ein Mädel im Arm und laut knallt der Kuß auf den Wangen der Kleinen. Donnerwetter, ordentlich futterneidisch könnte man dabei werden, denn fünf Jahre hat man das ja nicht mehr gehabt! Ich denke jedoch an keine Konkurrenz; die Stunde ist viel zu ernst, vielleicht sogar entscheidend.

Rechterhand im dritten Hause ein Café. Trübe beleuchten die Gasflammen den Raum. Eine Frau, gut in den Fünfzigern, dreht gerade einige derselben aus, da zwingt mich etwas mit furchtbarer Gewalt, auf die Tür loszusteuern. Ich fasse die Klinke, ich bin drin! Mein abenteuerliches Aussehen scheint jedoch absolut seinen Eindruck auf die Frau zu verfehlen, übrigens ist es mir auch ganz gleich, was sie sich in ihrem Verstandskasten zurechtkombiniert. Sie erwidert recht freundlich mein „Salut", Französisch ist Trumpf. Rede und Antwort hatte ich mir ja schon zurechtgelegt. Sollte ich mit meinem Akzent Fiasko machen? Drauf und dran, es muß gewagt werden: „Pardon, Madame, est-ce que vous parlez français?" — „Oui, Monsieur. Qu'est-ce que vous voulez?" — „Voudriez-vous me dire la route pour arriver à la capitale de votre pays? Est-elle à gauche où de quelle côté?" — „Est-ce que vous êtes étranger, Monsieur?" — „Oui Madame, je suis français." — „C'es-ça, je l'entends bien, que vous êtes français. Mais Monsieur, resterez-vous à Luxembourg?" — „Je ne le sais pas pour le moment, Madame, mais vous m'obligeriez de la plus grande reconnaissançe, si vous me mettiez au courant de la situation en général, qui règne actuellement en Luxembourg. Je crois, Madame, que vous êtes occupée, c'est à dire votre pays." — „Ça m'étonne, Monsieur, vous ne le savez pas. Vous êtes donc réfugé? Est-çe que vous êtes évacué de votre patrie?" — „Madame, si vous m'assurez de votre protection et si je peux compter sur vous — je vais vous le dire!" — „Naturellement, Monsieur, je vous l'assure je gar-

derai silence, ma parole d'honneur." — „Eh bien, Madame, je suis convaincu de votre bienveillance — voilà, je suis Prisonnier de guerre allemand!" — —

Sie greift nach hinten, um sich auf einen Stuhl zu stützen, so maßlos ist ihr Erstaunen. Dann fragt sie: „Mais vous parlez allemand, Monsieur?" Ich bestätige auf Deutsch, und sie macht mir ein Kompliment ob meiner Sprachsicherheit.

In knappen Worten berichte ich von meiner Flucht, auch daß noch zwei Kameraden vor der Tür ständen. Sie fordert mich auf, die beiden hereinzuholen. In der Küche essen und trinken wir uns satt, als plötzlich ihre ganze Verwandtschaft, vom Musikfest kommend, hereintritt! Man begafft uns von oben bis unten, dann bringt man uns auf ein kleines Zimmer mit zwei Betten, man denke sich — Betten für uns als Kriegsgefangene! Bis in den nächsten Tag schlafen wir hinein; denn mein Instinkt sagt mir, die Leute meinen es ehrlich. Am nächsten Abend gegen sechs sind wir wieder auf dem Marsch. Unsere liebenswürdigen Gastgeber haben uns eine Karte von Luxemburg und eine Grenzspezialkarte besorgt, an Hand welcher ich schnell vorwärts zu kommen hoffe. Dicht vor Eilenburg begegnen uns die ersten Amerikaner; doch ungehindert kommen wir an ihnen vorüber! Dorf auf Dorf wird in schnellem Tempo passiert. In einem kleinen Nest klopfe ich an ein erleuchtetes Fenster und frage nach dem Wege. Es macht mir riesigen Spaß, daß ich auf meine französisch gestellten Fragen nicht oder kaum verstanden werde. Also spricht man hier nicht mehr ausschließlich Frankreichs Sprache, und nur zu günstig ist jetzt die Gelegenheit, einen neuen Trick zu probieren. Meine Stimme etwas verstellend, frage ich den erstaunten Bauer im gebrochensten Deutsch: „Ach Verzeihung, s'il vous plaît, sprechen auch Sie deutsches Sprache?" „Ja natürlich, wir sprechen hier Luxemburger Platt und Deutsch." „So, Herr, danke, ich deutsch sprechen auch gut, aber deutsches Land noch weit sein hier?" — „Oh nicht allzu weit", antwortet mir der redelustige Bauer, „ungefähr 60 Kilometer bis Echternach, doch bis Wasserbillig an der Mosel sind es keine 30 Kilometer mehr". Ich weiß genug, bedanke mich und verschwinde mit einem „Bonsoir, Monsieur".

Schnell nähern wir uns der Hauptstadt des kleinen Landes, drei bis vier Kilometer vor ihr durchqueren wir noch einmal ein Dorf. Auf dem Marktplatz hält uns ein Betrunkener an und versucht sich auf Luxemburger Platt mit uns zu unterhalten. „Je ne vous comprends pas, Monsieur", erwidere ich ihm kurz, worauf er mich auf Französisch fragt: „Ah, Monsieur, vous êtes français?" Ein „Si, Monsieur" und „Bonsoir" trennt mich von ihm.

Vom Dorfausgang schallt uns Drehorgelmusik entgegen. Eine hundertköpfige Menschenmenge umdrängt und bewundert die Artistenkunststücke einer am Trapez arbeitenden Komödiantentruppe. Zwei Öllampen beleuchten

mit flackerndem Schein die sich in fleischfarbigen Kostümen vom Abendhimmel gespenstig abhebenden Turner. Einen Augenblick bleiben wir stehen, um das jahrelang nicht Gesehene zu betrachten, dann verschlingt uns die Nacht auch schon wieder. Vor zwei Reitern verschwinden wir blitzschnell im Straßengraben, und nur noch fünf Minuten, dann stehen wir auf der Hauptstraße zur Stadt Luxemburg.

An der ersten Verzweigung der Straße stelle ich zwei Messenger Boys. „Heh là bas, tu comprends français", frage ich den ersten. „Naturellement, Monsieur, je parle un peu français", antwortet mir der Bengel im besten akzentfreien Französisch. „Kannst du mir also sagen, wo die Straße nach Eich ist?" frage ich weiter. „Jawohl, da müssen sie nur dem Schienenstrang der Tramway folgen, mein Herr, dann können Sie nicht fehlgehen." Ich sage ihm „danke", und wir eilen weiter. In der Stadt gibt mir ein elegant gekleideter Herr Auskunft über die einzuschlagende Richtung. An den Eisenbahnwerkstätten biegen wir nochmals nach rechts um eine Straßenecke, und gleich darauf stehen wir auch schon auf dem schönen großen Bahnhofsplatz. In der Empfangshalle stauen sich die Reisenden. Scheinbar ist gerade ein Zug von Frankreich oder Belgien eingelaufen. Unter den Neuangekommenen bemerke ich viele französische, belgische und englische Offiziere. Aus den Restaurants und Cafés, die alle übervoll sind, dringt eine verschwenderische Fülle von Licht auf die Straße. Aus einem Eckcafé schallen die Klänge des „It's a long, long way to Tipperary" bis zu uns herüber, und längst schon liegt der Bahnhofsplatz hinter uns, da tönt uns noch das begeisterte Klatschen der enthusiasmierten Engländer durch die Stille der Nacht nach. Unsere Wildwestkleidung hat mittlerweile das Interesse zweier luxemburgischer Gendarmen erregt, welche erstaunt hinter uns herschauen. Acht Mann der Leibwache der Großherzogin kommen uns in ihrem verdoppelten Marschschritt entgegen, aber auch sie hindern nicht. Ententetruppen aller Völker der Erde begegnen oder überholen wir. Zwei französische Offiziere staunen uns nach. Ob sie ahnen, wer wir sind!?

In der eleganten villenartigen Vorstadt will ich mich schnell noch einmal über den weiteren Weg und die Richtigkeit der von mir eingeschlagenen Richtung vergewissern. Einen jungen Mann in den Dreißigern, Handelsstudent, wie er mir bald darauf erzählt, bitte ich auf französisch um Auskunft, die er mir in vollendetem Französisch gibt. Bei ihm wie bei dem vorher Angesprochenen bemerke ich eine bewundernswerte Sprachkorrektheit, Sprachfaulheiten und Bequemlichkeiten, wie sie dem Franzosen eigen sind, kennt man hier nicht, und als ich ihm über seine Sprachreinheit ein Kompliment mache, verrät er mir, bereits in „meinem" Paris gewesen zu sein, setzte jedoch gleichzeitig hinzu, daß die „ville lumière" ihm nicht imponiert habe. Scheinbar tief gekränkt quittiere ich. Doch mein Bärenführer begreift seinen Fauxpas, ent-

schuldigt sich und dreht jetzt den Spieß um, weidlich auf die boches schimpfend! Auf mein auf deutsch gestammeltes Geständnis, die Sprache der Barbaren auch ein klein wenig erlernt zu haben, erzählt er mir nun von seinen Beziehungen zu Deutschland. — Viel mehr Interesse hat aber für mich der nächtliche Weitermarsch. Zwar ist uns bis jetzt unser Begleiter ein gewisser Schutz gegen unliebsame Belästigung seitens der Ententesoldaten gewesen, doch freue ich mich, ihn los zu werden. Nachdem er mir noch sagen muß, wieviel man wohl in Eich als gelernter oder ungelernter Arbeiter verdient, verabschiedet er sich mit der Bemerkung, daß ich mich als „französischer Lothringer" von Nancy, wie ich ihm vorgelogen hatte, sicher nicht allzu lange in dem kleinen Ländchen Luxemburg aufhalten würde! Mit einem „Bonsoir" schieden wir, und gleich darauf nimmt uns das nächtliche Dunkel wieder auf.

Unerklärlich bleibt mir heute noch, daß der Mann sich derartig in der Unterhaltung von mir anführen ließ, daß er nicht auf den Gedanken kam, weshalb die beiden andern nichts sagten?! Wenngleich meine Kameraden auch nicht in das Gespräch eingriffen, waren sie aber damit vollkommen beschäftigt, ihre Zähne in die Lippen einzugraben, um nicht in schallendes Lachen auszubrechen!

In dem fünf Kilometer entfernten Eich teilt sich unsere Straße. Zu dem am Eckhause angebrachten Wegweiser heben mich die Kameraden hinauf, da verläßt plötzlich eine Gestalt eines der Häuser. „Echternach 36 Kilometer" kann ich gerade noch lesen und schon stehe ich wieder auf der Straße, in dem uns passierenden Manne einen luxemburgischen Gendarm erkennend. Doch er hat sicher kein Verlangen, mit uns anzubändeln und drückt sich, ohne ein Wort zu sagen, an uns vorbei. Ich glaube es gern, würden mir heute in nächtlicher Stunde auf verlassener Straße drei so abenteuerlich aussehende Kerle begegnen wie wir, ganz unwillkürlich griffe ich in meine Tasche, um die Pistole zu lockern.

In dieser Nacht fielen alle Rekorde; als wir in der fünften Morgenstunde hinter Junglinster, acht Kilometer vor der deutschen Grenze bei Bollendorf, uns in einem Haferfeld für eine Stunde niederlegten, konnte ich mit Genugtuung feststellen, daß das Großherzogtum Luxemburg von uns in einem einzigen Marsch von gestern nachmittag 6 Uhr bis jetzt durchquert worden war! Damit hatten wir für heute unsere Schuldigkeit getan und unsern „Hafer" verdient.

Um halb sechs feierlicher Einzug in einen Bauernhof. Die gastliche Aufnahme in Tetingen hatte uns kühner gemacht. Auch diesmal hatten wir Glück, die Leute waren deutschfreundlich, und so durften wir sicher sein, nicht verraten zu werden. Nach einem festen Bauernfrühstück folgte auf dem Heuboden ein ebenso fester Schlaf!

Mein linkes Knie war durch die Feuchtigkeit auf dem Felde und die

lange Dauer des Marsches überanstrengt und geschwollen. Beim Erwachen bedurfte es einer längeren Massage, um nur wieder laufen zu können.

Bei einbrechender Dunkelheit brachte uns der Bauernsohn auf geheimen schmalen Waldpfaden bis dicht an die Straße nach Grundhof. Ich hatte mich nach gründlichem Studium meiner Karten dazu entschlossen, in dem riesigen Hufeisen, welches der Lauf der Sauer, des Grenzflusses von Deutschland und Luxemburg, bildet, zwischen den Dörfern Dillingen und Grundhof die Grenze zu überschreiten. Im nächtlichen Dunkel, gerade an einer Schonung, prallen wir auf einen unbewaffneten Amerikaner, der jedoch eiligst verschwindet. Ein kurzer Händedruck, einige Worte des Dankes an den Luxemburger, und schon geht es auf der jetzt erreichten Straße im schärfsten Tempo weiter. Die Orientierung ist jetzt sehr einfach. Zwar verzweigen sich im Dorfe Jägerhof die Landstraßen, doch sind wir durch die Information des Luxemburgers und unserer Karte genügend orientiert. Jägerhof liegt hinter uns, es gilt als letztes Hindernis Dorf Grundhof mit seinen Grenzsoldaten zu nehmen.

Durch letzte Gefahren.

Riesige Gesteinkegel zur Linken und ein Gebirgsbach zur Rechten, die mich so recht an Schandau und die Sächsische Schweiz erinnern, zwingen uns zur alleinigen Benutzung der Straße. Da taucht auch schon Grundhof aus dem Dunkel der Nacht auf. Drauf und dran ist jetzt unsere Devise! Wer sich uns hier noch entgegenstellt, wird niedergerannt!

Ohne Besinnen geht es durch den Ort. Im Schatten der auf dem kleinen Marktplatz stehenden Kugelbäume eilen wir dem Dorfausgang zu. Da öffnet sich die Tür eines Hotels und heraus stürzen Männer, um mit unbezähmter Neugierde uns nächtlichen Wanderern nachzuschauen. Nach links und rechts verzweigt sich jetzt die Straße. Doch, als ob hier meine Heimat wäre, so sicher führe ich meine Kameraden weiter! Rechts ab geht's in verdoppeltem Marschschritt, zur Seite des glitzernden Schienenstranges. Hinter diesem plätschern plötzlich die silbernen Wellen der Sauer. Deutschland, heilige Mutter Erde, du mein Vaterland! — so möchte ich schreien, begeistert in die Nacht schreien! — Gewaltig wirkt der Anblick der seit Jahren nicht mehr gesehenen Heimat auf mich und meine glücklichen Kameraden. Doch noch ist es zu früh zum Frohlocken, kann uns doch das Schicksal in den ersten Minuten auf heimatlichem Boden einer amerikanischen Patrouille in die Arme treiben. Auf dem Bauche kriechen wir über die Eisenbahnschienen. An einer Telegraphendrahtstütze lasse ich mich vorsichtig bis in das weidenbestandene Ufer hinabgleiten, ohne den Draht berührt zu haben. Meine beiden Kameraden sind mir auf den Fersen. Noch einmal ermahne ich sie durch Mienenspiel zu äußerster Vor-

sicht, dann sind auch sie unten. Unter den letzten Uferbüschen liegen wir bewegungslos, scharf das gegenüberliegende Ufer nach amerikanischen Posten absuchend. Und als nach fast einer Stunde auf deutscher Seite sich nichts geregt hat, halte ich den Moment für gekommen, den Fluß zu durchschwimmen. Blitzschnell entledigen wir uns unserer Kleider, um unsere gelben Hemden dann wieder auf den nackten Körper zu ziehen; denn die helle Fleischfarbe des Körpers leuchtet verräterisch vom Mondlicht beschienen im nächtlichen Dunkel. Langsam gleiten wir ins Wasser, das trotz des reißenden Stromes ziemlich warm ist. Doch nur bis zu den Hüften reicht es uns, so daß das Hinüberkommen eine einfache Sache ist, wenngleich auch das felsige Flußbett uns beträchtliche Schmerzen an den Füßen verursacht. Am deutschen Ufer packen wir die Kleiderbündel schnell aus und ziehen uns an. Noch einmal packt mich die Größe der Stunde, das Lied der deutschen Fremdenlegionäre im französischen Sold unter Afrikas Glutensonne fällt mir ein: „Könnt ich noch einmal deutsche Erde küssen!" Dann knirscht auch schon der Uferkies unter dem Tritt unserer Genagelten und fort geht's auf deutschem Boden, zum ersten Male nach drei schrecklichen Jahren entehrender Knechtschaft in den Fesseln des gallischen Erbfeinds! Die auf unserer Seite liegenden Höhen erklimmend, stehen wir gleich darauf auf der nach Bollendorf führenden Straße. Sind wir bis jetzt gut vorangekommen, so setzt uns der nun beginnende Wald ein übergroßes Hindernis entgegen; denn der Straße dürfen wir nicht weiter folgen. Über Gerolstein nach Koblenz ist unser Marschziel, deshalb müssen wir nach Osten halten. Stundenlang marschieren wir nun schon auf sandigen Waldwegen. Da, es mag 3 Uhr sein, entschließen wir uns zur Rast. Hohes Blaubeerkraut gewährt uns ein gutes Lager, Moos wird zum Zudecken genommen und bald darauf liegen wir auch schon im tiefen Schlaf. Eine Stunde später weckt mich die Kälte des tagenden Morgens. Schnell mahne ich zum Aufstehen und zwei Minuten später sind wir wieder marschbereit. Eine Stunde marschieren wir nun schon, ohne daß der Wald ein Ende nehmen will. Da, bei einer Wegbiegung wird es licht und vor unsern Augen enthüllt sich ein lange nicht mehr gesehenes Bild, eine deutsche Landschaft, so schön wie sie nur in der Heimat sein kann! Halblinks vor uns das erste deutsche Dorf, im Tale ein zweites größeres. So weiß sind die Häuser, so sauber alles! Welch ein gewaltiger Kontrast zu dem, was wir in Frankreich gesehen hatten. Wie es im Märchen beschrieben, breitet sich das alles vor uns Tiefbewegten aus! Von dem zu meinen Füßen wachsenden Heidekraut pflücke ich mir einige Stiele und stecke sie ins Knopfloch. — Im langsamen Vorgehen pirschen wir uns an das vor uns liegende Dorf heran. Sind Amerikaner darin? Meine Kameraden etwas zurücklassend, betrete ich das erste Haus, dessen Tür offen steht, und von der aus dem Schornstein aufsteigenden Rauchfahne angelockt. Als ich an der Türschwelle stehe, bannt mich ein wun-

dervoller Anblick: vor dem Herd hockt ein rheinisches Mädchen, das Feuer schürend, den Kopf mit der für diese Gegend so typischen Schute bedeckt. Auf meinen „Guten Morgen“ und die Frage, ob Amerikaner im Hause oder im Dorfe einquartiert wären, gibt sie mir zurück, daß die nur noch in den größeren Orten und Städten seien, hierselbst wären sie vor drei Wochen abgerückt! Daraufhin biete ich ihr die Hand als Landsmann und bekenne mich als entflohener Kriegsgefangener. Die Kleine ist freudig erregt, und als ich die beiden Kameraden hereinrufe, meint sie naiv, wir hätten doch die andern alle auch mitbringen können! Nachdem uns die übrigen Bewohner auch ihr Willkommen im Vaterland gesagt und wir uns an heißem Kaffee und Butterstullen gestärkt haben, brechen wir wieder auf. Unterdessen hat sich unsere Ankunft im ganzen Dorfe Cruchten wie ein Lauffeuer verbreitet. Auf der Dorfstraße bereitet man uns eine Ovation, und als schließlich ein früherer ausgetauschter Kriegsgefangener vom Lager Marseille meine Freunde Dr. Welter und Simonsen von dorther gut kennt, will die Freude kein Ende nehmen. Der Großbauer holt uns zum Frühstück, seine ganze Familie ist versammelt und alle wollen hören, wie es uns ergangen ist, zumal sie auch noch einen drüben haben. Beim bald darauf erfolgenden Abmarsch hat sich alt und jung versammelt, ein altes Mütterchen, ihre Enkelkinder an der Hand haltend, weint, denn ihr Sohn soll nicht mehr zurückkehren. Die Frauen sind gerührt und die Männer wünschen uns viel Glück auf unserem weiteren Weg. Vor seelischer Erregung ist uns die Kehle fast zugeschnürt, und lange noch wehen die freudig geschwenkten Tücher hinter uns her. Zu Mittag essen wir auf einem Gute, fürstlich bewirtet, und dann geht's bis zur Eifelbahn Gerolstein—Trier, die uns morgen in die alte Kaiserstadt führen soll. In Irrel finden wir Nachtquartier, und am nächsten Tage um 12 Uhr betreten wir drei durch den Westbahnhof Trier selbst. Über die Moselbrücke hinweg verschlingt uns bald der rege Fußgängerverkehr. In der zweiten Nachmittagsstunde geraten wir nochmals in eine sehr kritische Situation. In dem Augenblick, wo wir in einem öffentlichen Gebäude uns Barmittel für die Fortsetzung der Flucht erbitten wollen und dieses gerade betreten haben, sperren die Franzosen die Ein- und Ausgänge. Hat man uns erkannt? Mit Blitzesschnelle werden jedem von uns, unter Angabe einer Adresse in Koblenz, zehn Mark in die Hand gedrückt, da sausen wir auch schon eine eiserne Wendeltreppe hinunter durch den Kohlenkeller hindurch, an einem Hinterausgang hinaus, um das Weite zu suchen!

Nach einem Kreuz- und Querlaufen durch einige Straßen ging ich in einen Bäckerladen. Als ich diesen eine Stunde später wieder verließ, zwei Tüten Schrippen im Arm und zur Rechten eine Dame, die mich bis zur Haltestelle der Straßenbahn begleitete, konnte wohl keiner der vielen Franzosen in mir einen Kriegsgefangenen suchen! Auf dem Hinterperron der Straßenbahn zwischen französischen Kolonialsoldaten stehend, rauchte ich in voller Gemüts-

ruhe meine Zigarette. Was hätte ich aber tun sollen, wenn man mich nach meinen Papieren gefragt hätte? —

An der Jägerkaserne 3 sprang ich ab. Drinnen in der Reitbahn schlugen die Franzosen auf ihren alten napoleonischen Trommeln den Marsch und die Clairons schmetterten.

Nach 106 Jahren Zeit eines Aufstiegs ohnegleichen in der Entwicklung der Völker wieder Franzosen auf deutschem Boden! — Eine Stunde später passierte ich die Moselbrücke. In der Wartehalle des Bahnhofs von Pfalzel finde ich volle Deckung. Zu meiner großen Freude tritt bald, der Verabredung gemäß, Brauweiler ein und rechtfertigt damit mein Vertrauen zu ihm. Im Flüstertone berichtet er, wie man ihn und unsern Westfalen beinahe nochmals verhaftet hätte! Leider wäre ihm dabei unser Kamerad sogar verloren gegangen. Der gleich darauf hereinbrausende Zug entführt uns dann aus der sogenannten französischen Hoheitszone.

In weiter Ferne zeichnet sich die Eifel ab, um bald unseren Blicken zu entschwinden. Durch die Moselberge windet sich wie ein Silberstreifen die Mosel. Wie malerisch die Dörfer an die Höhen angeschmiegt daliegen! Ich glaube, wir beide haben während der stundenlangen Fahrt kaum ein Wort gewechselt. Nicht satt sehen konnten wir uns ja an den Schönheiten der Heimat, die uns morgen hoffentlich schon als ganz Freie wieder haben sollte! In Koblenz selbst hielten wir den amerikanischen Posten an der Sperre ungültige Personalausweise vor, die, da sie einen Stempel trugen, jedoch vollauf genügten. Unsere Ausweise waren sogar weiß, und rot-weiß mußten sie sein, und dazu noch im Überfluß die amtlich beglaubigte Photographie tragen! Es war ein Spiel mit dem Feuer, mußte aber gewagt werden, wenn wir nicht aus dem fahrenden Zuge herausspringen wollten. Um Mitternacht fanden wir endlich ein notdürftiges Unterkommen. Der kommende Tag sah uns dann auf der Höhe unserer Aufgabe, galt es doch heute den Rhein und die 30 Kilometer dahinter liegende dichte amerikanische Sperrkette zu passieren. Unter Amerikaner gemischt, fuhren wir in der dritten Nachmittagsstunde mit der Tram, wo es überall von Yankees wimmelte, über den Rhein, durch Ehrenbreitstein bis Sayn und mit dem bald darauf einlaufenden Zuge von dort nach Selters. Auf der zwischen diesen beiden Stationen liegenden Umsteigestation war strenge Kontrolle durch die Amerikaner. Ehe jedoch die Herren zur Besinnung kamen, saßen wir bereits in unserm Zuge, den wir erst in Selters verließen. Hier war die eigentliche neutrale Zone. Durch Marhein und etliche andere Dörfer kamen wir dann nach Freilingen, wo die Yankees auf der Straße Fußball spielten. Da wir sicher auftreten, werden sie uns nicht gefährlich, und bald darauf taucht Wölferlingen vor uns auf, wo die eigentliche Paßstelle sein soll. Von den hinter dem Dorf gelegenen Hängen und Feldern leuchtet deutlich die gelbe Kakiuniform der postenstehenden Amerika-

ner. Da sollen wir durch? Wird es glücken? Eine Patrouille kommt uns auf der Straße entgegen. Unter ihnen ist ein riesenhafter Kerl. Jetzt heißt es: die Nerven im Zaun, kaltes Blut, nur kaltes Blut. Und fester packe ich meinen dicken Eichenknüppel. Direkt auf den längsten der Braunen steuere ich los, Brauweiler, wie immer, schneidig neben mir. Stellt man uns, dann du den Linken und ich den Langen, ist das letzte, was ich ihm sage, dann sind sie heran. Von oben bis unten mustern wir uns gegenseitig mit feindlichem Blick, dann — sind sie vorbei und die Gefahr ist überwunden! Im Dorfe selbst, das wir durch einen Seitenweg betreten, wimmelt es von Amerikanern, die uns mit skeptischen Blicken betrachten. Ins vorletzte Haus am Dorfausgang, keine 20 Meter von einem Posten der langen, braunen, lebenden Kette, gehen wir hinein. Die Frau drinnen ist ängstlich um uns besorgt, ihrem Manne, einem alten Soldaten, macht unsere Durchbrennerei Spaß; er nötigt zum Essen und erklärt rundweg, wir hätten dadurch gewonnen, daß wir am hellen Tage bis ins Dorf hineingekommen wären, nachts würden wir mit unfehlbarer Sicherheit von den Amerikanern abgefangen worden sein! Diese können doch unmöglich annehmen, daß kriegsgefangene Ausreißer es wagen würden, ohne Papiere bis hierher bei Tage zu kommen! Draußen wird es langsam dunkel, schnell noch eine Tasse Kaffee, dann geht es hinaus. Zuerst gehen wir auf den halbrechts uns am nächsten Patrouillierenden zu, dann brechen wir plötzlich kurz vor ihm mit einer Wendung nach links durch die überraschte Kette! Kein Schuß fällt, nichts geschieht, was uns an unserer Flucht hindert . . . wir sind hindurch! Zwei Minuten später verschwinden undeutlich die Posten in der Dämmerung, und nur der Wind trägt ihnen unser auf die Größe und Zukunft des Vaterlandes ausgebrachtes dreifaches donnerndes Hurra herüber!

Geschrieben zu
Porta Westfalica
im September 1919

Buchdruckerei des Waisenhauses in Halle a. d. S.